Baronin von Waldstett.

Novelle

von

Ewald August König.

Berlin, 1869.
Verlag von Gustav Behrend.



Kapitel I. *)

Der Blick der schönen, stolzen Frau ruhte forschend auf dem klugen, intelligenten Gesicht des Arztes, der, das Kinn auf den Knopf seines Rohrstockes gestützt, nachdenklich ernst vor sich hinschaute.

„Sie finden den Herrn Baron schlimmer?" fragte sie.

„Schlimmer? Das eben nicht, gnädige Frau," erwiderte der Arzt ausweichend.

„Ich bitte Sie, sagen Sie mir die Wahrheit; ich bin auf das Schlimmste gefaßt."

Der Arzt nickte gedankenvoll, dann fuhr er aus seinem Sinnen empor.

„Ihr Herr Gemahl ist schon bei Jahren," sagte er; „er hat die Sechzig überschritten, und in diesem Alter hängt das Leben an einem dünnen Faden."

Die Baronin machte eine Bewegung der Ungeduld.

„Das Alles weiß ich ja selbst, Herr Doctor," entgegnete sie; „hier aber tritt noch ein anderer Factor hinzu, eine Krankheit, die vielleicht lebensgefährlich ist."

„Nun, nun, lebensgefährlich ist am Ende jede Krankheit, gnädige Frau —"

„Sie weichen mir aus. Gestehen Sie nur, Herr Doctor, Ihre Wissenschaft läßt Sie hier im Stich; Sie selbst wissen

*) Vor Nachdruck dieser Novelle wird gewarnt!

nicht, welchen Namen Sie der Krankheit meines Gemahls geben sollen."

Es lag etwas Geringschätzendes in dem Tone, in welchem die Baronin dies sagte, etwas, was den Arzt an seiner Ehre angreifen mußte, und wenn die schöne, stolze Frau dies bezweckt hatte, so sollte sie sich in ihrer Berechnung nicht getäuscht sehen.

„Das, meine Gnädigste, ist ein ungerechter Vorwurf," sagte der Arzt, während ein leichtes Roth seine Wangen übergoß. „Die Krankheit des Herrn Barons zu erkennen, bedarf es für den Mann der Wissenschaft keines besonderen Scharfblickes: sie heißt Aneurysma."

Die Baronin, welche am Fenster stand, wandte sich rasch um.

„Dieses Wort verstehe ich nicht," sagte sie.

„Ich glaube es, diese Krankheit tritt, Gottlob, nicht häufig auf. Ich verhehle Ihnen nicht, daß menschliche Kunst hier sehr wenig ausrichten kann; dennoch kann der Herr Baron noch manches Jahr leben, wenn er nach meinen Vorschriften lebt und vor allen heftigen Affectionen des Gemüths bewahrt bleibt. Ich kann Ihnen dieses Letztere nicht genug anempfehlen; eine plötzliche Erschütterung des Gemüths oder der Nerven reicht hin, den Kranken zu tödten."

In den großen, dunklen Augen der schönen Frau hatte es wie fernes Wetterleuchten aufgeblitzt, dann war der Blick wieder kalt und ruhig geworden.

„Ich danke Ihnen, Herr Doctor," erwiderte sie, mit jener vornehmen Gemessenheit, welche keine vertrauliche Annäherung

duldet. „Ihre Vorschriften sollen strenge befolgt werden. Dann also hat es keine Gefahr?"

Der Arzt zuckte die Achseln und ergriff seinen Hut.

„Eine Garantie können wir für das Leben unserer Patienten nie übernehmen," versetzte er, „aber, wie gesagt, ich glaube nicht, daß der Herr Baron, wenn meine Vorschriften befolgt werden, sobald sterben wird."

Er verneigte sich nach diesen Worten und entfernte sich rasch, als ob er jeder weiteren Frage ausweichen wollte.

Die Baronin trat an's Fenster zurück.

Sie hatte die Mitte der Dreißig kaum überschritten. Eine jener üppigen Schönheiten, die nicht so rasch verblühen, konnte sie noch jetzt durch ihre äußere Erscheinung bestechen und verführen.

Aber Eins fehlte ihr, Eins, was allein dem Weibe den fesselnden Zauber verleihen kann: der Widerschein des Fühlens und Empfindens, die warme Gluth des Blickes, in der das Seelenleben sich abspiegelt.

Ihre hohe, schlanke Gestalt war imponirend; ihre Haltung würdevoll; ihr feines Profil, umrahmt von einer reichen Fülle schwarzer Locken, tadellos. Aber der kalte, strenge Blick, der Zug einer eisernen Willensfestigkeit, welcher die schönen Lippen umspielte, und die Selbstständigkeit, die in ihrem ganzen Wesen sich kund gab, verliehen ihrer Erscheinung etwas Abstoßendes, Unweibliches. Es lag überdies ein harter Zug der Bitterkeit in diesem Antlitz, ein Zug, der Manches ahnen und vermuthen ließ, dessen Ursache und Entstehung man wohl in ihrer Vergangenheit suchen mußte. Dem scharfen Beobachter mußte sich unwillkürlich die Vermuthung aufdrängen, daß dieser Zug mit

irgend einem dunklen Geheimniß in Verbindung stehe, das zu enthüllen keinem gelingen werde, so lange Jedem das Seelenleben der Baronin ein verschlossenes Buch blieb. Die Unterredung mit dem Arzte schien einen tiefen Eindruck auf sie gemacht zu haben; ihre Lippen bebten, stürmisch wogte ihr Busen, während auf ihrer hohen, schönen Stirn finstere Wolken lagerten.

So blickte sie lange hinaus auf die lachende Landschaft, die vor ihr lag. Vor ihr der große Garten mit seinem Blüthenflor, zur Seite die grünen Wiesen, auf denen die Schnitter die hohen Halme niederlegten, in der Ferne das Dorf mit der schlanken Kirchthurmspitze, welche die Strahlen der Abendsonne mit flüchtigem Gold übergossen; rechts und links die dichten, duftigen Wälder, deren dunkles Grün einen dem Auge wohlthuenden Rahmen bildete.

Zwischen Schloß und Dorf an der Landstraße lag die Schenke. Der Blick der Baronin ruhte lange auf dem Hause und der Menschengruppe, welche vor der Thüre desselben stand, dann schweifte er wieder hinüber auf das Dorf, aus dessen Schornsteinen der Rauch kerzengerade emporstieg. Alles hauchte Frieden, der keinen Weg bis zum Herzen der stolzen Dame am Fenster fand.

Welchen Gedanken mochte in diesem Augenblicke ihre Seele nachhängen? Dachte sie an vergangene Zeiten, oder grübelte sie darüber nach, wie es werden würde, wenn der Baron ihr Gemahl in der Familiengruft bei seinen Ahnen ruhe?

Sie trat vom Fenster zurück und ging langsam zur Thür hinaus. Die finsteren Wolken schwanden von ihrer Stirne: sie gedachte wohl der Warnung des Arztes.

Mit einem heiteren, ermuthigenden Lächeln auf den Lippen, trat sie in das Gemach, welches der Baron seit seiner Krankheit bewohnte. Es war ein hohes, düsteres Zimmer, dem die dunklen, schwerfälligen Möbel, die geschwärzten Ledertapeten und die braunen Damastgardinen nichts Freundliches, Angenehmes verleihen konnten.

Der Baron, ein hinfälliger Greis, saß in seinem Sessel vor dem großen, mit Büchern beladenen Tische. Eine hohe, kräftig gebaute Gestalt, schien er lange mit der Krankheit gekämpft zu haben, bis sie endlich ihn niederwarf. Die tiefen Furchen in seinem Antlitz, der trotzige Ausdruck seines Blickes und das Zittern seiner Hände deuteten darauf hin, wie hartnäckig dieser Kampf auf beiden Seiten geführt worden war, und mit welchem Groll noch jetzt der Baron diesen Kampf fortsetzte.

Er legte das Buch, in welchem er gelesen hatte, hin und ließ seinen Blick mit dem Ausdruck der Bewunderung auf der schönen Frau ruhen, welche an ihrem Arbeitstischchen Platz nahm.

Die durch den Besuch des Arztes unterbrochene Arbeit wieder aufnehmend, nickte die Baronin lächelnd ihrem Gatten zu, als ob sie ihn auffordern wolle, in seiner Beschäftigung fortzufahren und durch ihre Anwesenheit sich nicht stören zu lassen.

„Der Arzt gefiel mir heute nicht," nahm der Baron, ohne jenen Wink zu beachten, das Wort. „Er war ernst und schweigsam —"

„Doctor Weller ist selten bei heiterer Laune," unterbrach die Baronin ihn ruhig, „er fand Deinen Zustand nicht schlimmer."

„Hm — das sind Redensarten,“ fuhr der Baron achselzuckend fort; „die Herren tappen oft selbst im Dunkeln und verstecken sich dann gerne hinter alltäglichen Phrasen. Ich fühle selbst am Besten, ob mein Zustand sich bessert, oder verschlimmert, und ich kann leider nicht sagen, daß ich Hoffnung auf Genesung hege. Der Athem stockt mehr und mehr —“

„Diese schwüle Hitze —“

„Hat keinen Einfluß darauf, Jenni; denn hier ist es kühl, so kühl, wie man es nur wünschen kann. Wozu nützt es, daß wir uns selbst belügen? Ich weiß, daß die Uhr bald abgelaufen ist, und ich darf mich darüber nicht beklagen; wenn man sechszig Jahre gelebt hat, soll man sich auf das Scheiden gefaßt machen.“

Die Baronin blickte auf.

„Das sind thörichte Gedanken, Franz,“ erwiderte sie. „Doctor Weller hat mich vollständig beruhigt.“

„Bah! er muß so gut wie wir der Natur ihren Lauf lassen; auf seine Versicherungen lege ich keinen Werth.“

„Sprich nicht so. Der Gedanke, Dich verlieren zu sollen, ist mir unsagbar schmerzlich!“

Der Baron blickte forschend seine Gattin an, welche das Antlitz tief auf ihre Arbeit niederbeugte. That sie es, um eine Thräne zu verbergen, oder um ihn zu verhindern, in ihrem Antlitz zu lesen? Fürchtete sie, daß der Ausdruck ihrer Züge ihre Behauptung Lügen strafen könne? Der Baron von Waldstett schüttelte das greise Haupt und sah lange gedankenvoll vor sich hin.

„Glaube mir, auch ich scheide ungern,“ entgegnete er, „nicht der kurzen Spanne wegen, die ich vielleicht noch leben

könnte, — aus anderen Gründen, die Du selbst kennen wirst. Die Briefe, welche ich von meinen Freunden aus der Residenz erhalten habe, lassen mich fürchten, daß Werner im Begriff steht, eine Thorheit zu begehen, die keine Reue je wieder gut machen kann."

Die Baronin ließ die Hand, welche die Nadel führte, in den Schoß sinken; ihr Blick schweifte durch das hohe Bogenfenster flüchtig über die Fluren und Auen.

„Werner wird nicht so thöricht sein, allen Ernstes auf eine Heirath mit dieser amerikanischen Tänzerin zu bestehen," sagte sie, „er weiß, daß er als Dein einziger Sohn, als der Erbe Deiner Güter zu einer glänzenden Laufbahn berufen ist, auf der diese Heirath —"

„Du gehst zu leicht darüber hinweg, Jenni," unterbrach der Baron sie ernst. „Werner hat von seiner Mutter den Eigensinn, von mir die Leidenschaftlichkeit geerbt: das sind die beiden Klippen, an denen sein Verstand scheitern muß und wird. Erinnerst Du Dich nicht mehr unseres Hochzeitstages? Vierzehn Jahre sind seitdem verstrichen; Werner zählte damals dreizehn Jahre, aber so oft ich jetzt an ihn denke, kehrt auch die Erinnerung an jenen Tag in mein Gedächtniß zurück. Mit welcher Heftigkeit, mit welchem wilden Groll trat er uns entgegen, als ich Dich abholte, um Dich zum Altar zu führen! Und hat er nicht bis heute diesen Groll gegen Dich bewahrt? Er war schon verwöhnt, als seine Mutter starb, und Du konntest ihn nicht bändigen."

„Berücksichtige die Verhältnisse, sie entschuldigen sein Benehmen," erwiderte die Baronin ruhig. „Als ein armes, unglückliches Wesen kam ich in dieses Haus; Deine kranke Gattin suchte eine Gesellschafterin, ich gefiel ihr und blieb.

Ich blieb auch dann noch, als die Baronin beerdigt war. Du wünschtest es, Deines Kindes wegen —"

„Nein, Deinetwegen —"

„Desto schlimmer, Franz. Das Auge des Kindes sah Manches, wovon ich damals noch keine Ahnung hatte. Mußte Werner, der seine Mutter geliebt hatte, mir nicht zürnen, wenn die Vermuthung sich ihm aufdrängte, ich bleibe nur deshalb in diesem Hause, um das Bild seiner Mutter zu verdrängen, mich selbst in ihre Stellung einzuschleichen? Er war ein eigensinniger, trotziger Knabe, es ist wahr; aber ich hege noch heute die Ueberzeugung, daß ich seinen Groll gegen mich getilgt hätte, wenn mir seine Erziehung anvertraut worden wäre. Du schicktest ihn fort; er sagte sich, daß er meinetwegen das Elternhaus verlassen müsse, und das mußte seine Erbitterung steigern."

„Ich schickte ihn fort, weil er draußen etwas lernen sollte."

„Das war der einzige Grund nicht. Schon vor einigen Jahren, nachdem er seine Studien beendet hatte, konnte er zurückkehren; er that es nicht, weil das Vaterhaus ihm entfremdet war, weil sein Groll gegen mich ihm die Rückkehr verleidete."

Der Baron zuckte ungeduldig die Achseln.

„Ich glaube, andere Gründe bewogen ihn dazu," entgegnete er. „Das Leben in der Residenz behagte ihm zu sehr, als daß er sich von ihr hätte trennen können, ich weiß das ja aus eigener Erfahrung; die Jahre, die ich in der Residenz verbrachte, bleiben mir unvergeßlich."

„Nehmen wir an, dem sei also, an der Thatsache ändert

diese Voraussetzung nichts," fuhr die Baronin fort. „Und der Groll Werner's wird nach Deinem Tode —"

„Jenni, diese Besorgnisse sind unbegründet, in meinem Testamente habe ich dafür gesorgt, daß Deine Selbstständigkeit Dir gewahrt bleibe."

Forschend heftete sich der Blick der Baronin auf das fahle Gesicht des Kranken; es war ein durchdringender Blick, der die geheimsten Gedanken des Barons erforschen zu wollen schien.

„Werner ist mein einziges Kind," nahm der alte Herr nach einer kurzen Pause wieder das Wort, „er ist mein Sohn aus erster Ehe; einen großen Theil meines Vermögens bildete der Brautschatz seiner Mutter. Ihm fallen die Güter zu, er hat das Recht, sie zu beanspruchen, so lange er nicht eine Handlung begeht, die mich verpflichtet, ihn zu enterben."

„Was Gott verhüten möge!"

„Ich hatte daran gedacht, ihn testamentarisch zu verpflichten, Dir ein Jahrgeld zu zahlen; aber diese Verpflichtung könnte drückend für Dich werden, und ich will nicht, daß meine Gattin, die durch ihre Liebe und Treue vierzehn Jahre meines Lebens mir versüßt hat, nach meinem Tode aus der Hand meines Kindes Almosen empfangen soll."

„Es wäre in der That ein drückendes und unangenehmes Gefühl, diese Almosen beanspruchen und an gewissen Tagen des Jahres fordern zu müssen," warf die Baronin ein.

„Gewiß, ich sehe es ein und ich hoffe, Du wirst mit mir zufrieden sein."

Die Baronin erwartete offenbar, daß ihr Gatte ihr weitere Eröffnungen machen werde; denn ihr Blick ruhte noch immer mit gespannter Erwartung auf ihm; aber der alte Herr schien dazu nicht geneigt zu sein. Er machte eine Bewegung, als ob er sagen wolle, das Thema sei nun erschöpft und den Inhalt des Testamentes werde sie noch immer früh genug erfahren, wenn er das Zeitliche gesegnet habe.

„Das Testament liegt hier in meinem Schreibtische,“ fügte er noch hinzu; „ich wünsche, daß es am Tage der Beerdigung geöffnet werde.“

„Und wenn Werner es anfechtet?“

„Er kann es nicht. Die Nachrichten, welche ich in den jüngsten Wochen über ihn erhalten habe, vermöchten mich überdies zu veranlassen, ein Codizill zu machen, welches auf den Fall, daß er die Tänzerin heirathet, Bezug nimmt; aber ich gebe mich noch der Hoffnung hin, daß es unnöthig sein wird.“

Die Baronin nickte zustimmend.

„Es ist besser, wir übergehen diese Liaison mit Schweigen,“ entgegnete sie, „Werner ist ja kein Kind mehr.“

Der Eintritt eines Dieners unterbrach diese Unterredung, und die Baronin nahm ihre Arbeit wieder auf. Es war ein Förster des Barons, eine robuste Gestalt mit einer Physiognomie, welche dem Schüler Lavater's ein gelindes Entsetzen eingeflößt haben würde. In den kleinen, stechenden Augen lauerte tückische Bosheit, die niedrige Stirne mit den buschigen Brauen, das stark hervortretende Kinn, die schwulstig aufgeworfenen Lippen und der cynische Zug um die Mundwinkel deuteten darauf hin, daß in der Seele

dieses Mannes Leidenschaften schlummerten, die den, welcher sie entfesselte, vernichten konnten.

Der Baron blickte fragend auf. Er hatte diesen Mann, der schon seit langen Jahren in seinen Diensten stand, treu und erprobt gefunden.

„Was giebt's, Fritz?" fragte er.

„In der „Sonne" ist ein Vagabund verhaftet worden, und der Herr Bürgermeister läßt fragen, was er mit dem Menschen anfangen soll," lautete die Antwort.

„Hm — ich überlasse das dem Bürgermeister," sagte der Baron ruhig, „er weiß ja, daß ich keine Gerichtssitzung mehr abhalte, seitdem ich krank bin. Weshalb ist der Mann verhaftet worden?"

„Er hatte kein Geld, um die Zeche zu zahlen."

„So hätte der Wirth ihm nicht borgen sollen."

„Als der Wirth die Zahlung forderte, ward der Vagabund grob."

„Nun, nun, wer weiß, ob der Wirth nicht auch grob gewesen ist."

„Der Wirth zur „Sonne" ist zwar der Höflichste nicht," fuhr der Förster fort; „aber er war in seinem Recht."

„Hat der Verhaftete Legitimationspapiere?"

„Ja."

„Nun, so wird man ja aus ihnen ersehen können, wo seine Heimath ist. Der Bürgermeister mag ihm fünfundzwanzig aufzählen lassen und ihn dann der Gensdarmerie übergeben, daß sie ihn über die Grenze schaffe."

Ein eigenthümliches Lächeln glitt über das Gesicht des Försters.

„Das wäre eine schwere Aufgabe für die Gensdarmerie,"

erwiderte er, „der Kerl giebt an, aus Amerika herübergekommen zu sein. Er hat einen Paß auf den Namen eines Schauspielers Heinrich Laborde lautend, aber der Paß ist schon seit funfzehn Jahren abgelaufen.“

Die Baronin hatte sich erhoben. Leichenblässe deckte ihre Wangen, stier ruhte ihr Blick auf dem Förster, der ihr den Rücken wandte. Bestürzung und Entsetzen prägten sich in ihren Zügen, doch weder der Baron, noch der Förster bemerkten es. Aber nur wenige Minuten währte dieser Paroxismus des Entsetzens, da die Baronin das Talent, sich zu beherrschen und die verlorene Fassung wieder zu gewinnen, in hohem Grade besaß.

„Der Kerl macht den Eindruck eines gefährlichen Vagabunden,“ fuhr der Förster fort. „Er sieht aus wie Einer, dem's auf einen Raubmord nicht ankommt, und der Herr Bürgermeister hält es unter diesen Umständen für rathsam, den Gefangenen in strenges Verhör zu nehmen.“

Der Baron nickte.

„Wenn der Herr Bürgermeister diese Ansicht hegt, soll mein Justitiarius das Verhör anordnen,“ entgegnete er; „mich aber bitte ich zu verschonen, eines Vagabunden wegen mag ich mich nicht aufregen.“

„Du darfst es nicht!“ sagte die Baronin in einem Tone, der jedem Widerspruch vorbeugen zu wollen schien; „der Arzt hat mir befohlen, Dich vor jeder Aufregung zu behüten. Aber darum darf kein Unschuldiger gerichtet werden. Wenn Du erlaubst, untersuche ich in Deinem Namen den vorliegenden Fall.“

„Das wolltest Du thun?“ fragte der Baron erstaunt.

„Gewiß. Sind wir dem Verhafteten nicht strenge Gerechtigkeit schuldig?“

„Du hörst ja — ein Vagabund der schlimmsten Sorte.“

„So glaubt unser Bürgermeister, der nach dem äußeren Scheine urtheilt. Und so wird auch der Justitiarius urtheilen, wenn er mit der Untersuchung beauftragt wird. Erlaube mir, daß ich die Papiere durchsehe und mit dem Verhafteten rede. Ist er nur ein verarmter, unglücklicher Mensch, so erfüllen wir unsere Pflicht besser, wenn wir ihm einen Zehrpfennig geben oder ihm Arbeit verschaffen, ist er dagegen ein Taugenichts, ein Verbrecher, so mag das Gericht über ihn entscheiden.“

„Gnädige Frau, mit Milde und Barmherzigkeit kommen sie bei diesem Menschen nicht durch,“ erlaubte der Jäger sich zu bemerken, der seiner Anhänglichkeit und seiner treuen Dienste wegen seine Ansichten äußern durfte, ohne daß es ihm jemals übel genommen worden wäre.

„Es ist ein sonderbarer Wunsch,“ sagte der Baron bedenklich.

„Ein Wunsch, der nur der Gerechtigkeitsliebe entspringt,“ erwiderte die Baronin kühl. „Einem Menschen die Ehre zu rauben, einen Bettler zu einem Verbrecher stempeln ist eine leichte Sache, aber —“

„Nun, wie Du willst,“ unterbrach der Baron sie. „Ich rathe Dir nicht zu diesem Schritt; Du wirst nur Undank ernten. Jedenfalls soll Fritz Dich begleiten. Es ist ein gefährliches Unternehmen für eine Dame, allein einem solchen Burschen gegenüberzutreten.“

Die Baronin gab dem Förster einen Wink.

„Erwarten Sie mich,“ sagte sie, „ich — oder nein, gehen

Sie in's Dorf und lassen Sie den Verhafteten hierherführen." — Fritz blickte fragend seinen Herrn an, der durch ein leichtes Kopfnicken ihm bedeutete, daß er diesen Befehl genehmige.

„Ich fürchte, Du bereust es, Dich dieses Menschen angenommen zu haben," sagte der alte Herr, nachdem der Förster sich entfernt hatte. „Sieh Dich nur vor, es kann ein verzweifelter Bursch sein."

Die Baronin hatte sich über ihren Gatten gebeugt, sie drückte einen Kuß auf seine Stirne und blickte ihm lächelnd in's Auge.

„Eine gute That gereut Niemanden," erwiderte sie sanft, „auch dann nicht, wenn sie Undank im Gefolge hat. Ich werde Dir später Bericht erstatten. Du kennst ja den Diensteifer des Bürgermeisters, der schon oft weiter gegriffen hat, als er durfte."

Mit stolz erhobenem Haupte verließ die Baronin das Zimmer; aber als sie in ihrem Gemach angelangt, als die Thüre hinter ihr in's Schloß gefallen war, da schien es, als ob sie zusammenbrechen müsse unter dem Drucke einer schweren Last. Der unstäte Blick, der wogende Busen und die krampfhaft geballten Hände verriethen den Kampf, der ihre Seele durchtobte. Eine fieberhafte Unruhe bemächtigte sich ihrer, und trieb sie bald an's Fenster, bald zur Thüre, dann wieder zum Spiegel, vor dem sie lange stand, als ob sie ihr Ebenbild zu Rathe ziehen wolle über die Schritte, die nun geschehen mußten. Eine unheimliche, verzehrende Gluth loderte in ihren dunklen Augen; die Gluth des Hasses, und doch, wer tiefer in diesen Seelenspiegel hineinschaute, der mußte neben dem Haß noch etwas Anderes entdecken, ein

Gefühl, für welches er vielleicht keinen Namen finden konnte. War es der Haß allein, oder die Hoffnung, einen lang gehegten, heiß ersehnten Wunsch endlich erfüllt zu sehen, was diesen leidenschaftlichen Sturm so plötzlich erregte, und das Fühlen, Denken und Empfinden der Seele sich in den sonst nur dem Ausdruck der Berechnung dienstbaren Augen offen wiederspiegeln ließ?

Die nächste Stunde mußte Aufschluß darüber geben; sie enthüllte vielleicht das Geheimniß, welches seit Jahren in der Seele dieser stolzen und schönen Frau unter einem undurchdringlichen Schleier lag.

Es währte nicht lange, als der Förster mit dem Verhafteten aus dem Dorfe zurückkehrte.

Die Baronin sah sie kommen, sie ergriff ein Fernglas um, so gut es die Dämmerung erlaubte, die Ankömmlinge, oder vielmehr den Vagabund zu betrachten.

Ein Zug der Verachtung glitt über ihr Antlitz, welches jetzt den strengen, stolzen Ausdruck wieder annahm. Keine Fiber zuckte, keine Miene verrieth den Kampf, der kurz vorher noch die Seele dieser Frau durchwühlt hatte, und der unmöglich jetzt schon beschwichtigt sein konnte.

Kapitel II.

Mit rohem Lachen hatte der Gefangene die Nachricht begrüßt, daß die Baronin sich seiner angenommen habe, und daß sie seine Papiere prüfen wolle, bevor er dem Gericht übergeben werde. Es schien ihm vollständig gleichgiltig zu sein,

ob man ihm die Freiheit zurückgebe, oder ihn auf längere Zeit hinter Schloß und Riegel bringe; er spottete über die Protection der Baronin und schwor dem Wirth zur „Sonne" Rache dafür, daß er ihn einiger elender Pfennige wegen hatte verhaften lassen.

Der Förster schwieg zu den Bemerkungen des Vagabunden, er hatte seine eigenen Gedanken über die Protection der Baronin, und es war sein fester Vorsatz, die ihm unerklärliche Ursache derselben zu erforschen; denn so sehr auch die Baronin sich bemüht hatte, ihre Aufregung hinter der Maske des Gleichmuths zu verbergen, war es dennoch dem Förster nicht entgangen, daß dieser Gleichmuth nur eine Maske war, hinter die er freilich noch nicht schauen konnte.

Schimpfend und fluchend trat der Vagabund in das Schloß. Fritz ging hinauf, um der gnädigen Frau zu melden, daß er ihren Befehl vollzogen habe.

„Es ist gut," sagte die Baronin, „führen Sie den Gefangenen hierher und lassen Sie mich mit ihm allein."

Der Förster blickte betroffen auf.

„Sie bleiben in der Nähe," fuhr die Baronin mit gemessener Ruhe fort. „Wenn ich Ihrer Dienste bedarf, wird die Glocke Sie rufen."

„Gnädige Frau, fürchten Sie nicht —"

„Was soll ich fürchten? Der Gefangene ist gefesselt, und im Nothfalle wird dieses Doppelpistol mich beschützen. In Ihrer Gegenwart mag ich den Menschen nicht verhören; die Anwesenheit eines Dieners kann ihn befangen, vielleicht auch verstockt machen. Gehen Sie."

Die Vermuthungen des Försters gewannen einen Haltepunkt, der seinen Vorsatz nur befestigen konnte.

Als der Vagabund eintrat, wandte die Baronin ihm den Rücken. Der Förster machte ihn darauf aufmerksam, daß er einer Dame gegenüberstehe und sich demgemäß zu benehmen habe, daß ferner ein leiser Ruf der gnädigen Frau genüge, um ein halbes Dutzend Diener sofort zur Stelle zu schaffen, dann ging er hinaus.

„Ihr seid verhaftet worden, weil Ihr Euch der Landstreicherei verdächtig gemacht habt," nahm die Baronin das Wort; „zeigt mir Eure Papiere!"

Wie vom Schlage gerührt, stand der Vagabund vor der vornehmen Dame; sein stierer Blick ruhte mit durchdringender Kraft auf ihren kalten, strengen Zügen, als gelte es, Erinnerungen zu beleben. Mechanisch zog er das fettige Portefeuille, welches die Papiere enthielt, aus der Tasche, und ohne den Blick von ihr abzuwenden, überreichte er ihr mit zitternder Hand seinen Paß.

„Heinrich Laborde, Schauspieler," las die Baronin. „Der Paß ist seit fünfzehn Jahren abgelaufen. Wo habt Ihr Euch seitdem umhergetrieben?"

Der Vagabund zuckte jetzt zusammen; es war, als ob ein elektrischer Funke ihn berührt habe.

„Wozu die Verstellung?" erwiderte er rauh. „Mich wirst Du durch diese Komödie nicht täuschen. Haha — Baronin von Waldstett —"

„Seid Ihr wahnsinnig?" rief die Baronin entrüstet. „Was soll dieser Ton?"

„Oho! Wenn er Euch nicht gefällt, so laßt mich ein Wörtchen mit Eurem Herrn Gemahl reden, gnädige Frau," spottete der Vagabund; „es wird sich dann zeigen, ob ich berechtigt bin oder nicht, diesen Ton anzuschlagen."

Fest und ruhig blickte die Baronin ihn an, und es lag eine Energie, ein Trotz in diesem Blicke, der dem Vagabund imponiren und ihn hinter die Schranken zurückweisen mußte, welche er niederreißen wollte.

„Thut das," sagte sie mit schneidender Kälte, „ich versichere Euch, daß, wenn Ihr es es thut, das Irrenhaus Euch für immer Obdach geben wird."

Ein höhnisches Lächeln umspielte die Lippen des Gefangenen.

„Ihr pocht auf Eure Macht," erwiderte er, „sie kann zusammenbrechen und sie wird es thun, wenn Ihr noch ansteht, mich als alten Freund zu behandeln. Ihr habt Glück gehabt, mich hat das Unglück verfolgt: das muß ausgeglichen werden, wenn ich Euch im ruhigen Besitz Eurer Glücksgüter lassen soll. Eine Thörin seid Ihr dennoch, daß Ihr Euch meiner annahmt; Ihr hättet mich meinem Schicksal überlassen können, und ich wäre nie auf den Einfall gekommen, Euch in diesem Hause zu suchen."

„Und das Kind?" fragte die Baronin, mühsam ihre Erregung bemeisternd. „Laborde, als Ihr vor sechszehn Jahren Eure Frau heimlich verließet, um als verfolgter Fälscher und Betrüger nach Amerika zu flüchten, nahmt Ihr Euer einjähriges Kind mit, und Niemand hat seitdem weder von Euch noch dem Kinde etwas gehört."

Der Vagabund zuckte geringschätzend die Achseln.

„Wozu wäre das nöthig gewesen?" erwiderte er mit trotzigem Hohn. „Meine Frau —"

„Eure Frau ist todt. Ich verlange zu wissen, was aus dem Kinde geworden ist."

„Weiß ich's? Ich habe das Mädchen in New-York zu-

rückgelassen, als ich in's Innere flüchten mußte. Ich sagte Euch ja, daß ich Unglück gehabt habe; ich gewann im Spiel eine kleine Summe, man gönnte sie mir nicht, und da wußte man kein besseres Mittel, als mich des Betruges zu beschuldigen."

„Und das Kind?"

„Mußte ich zurücklassen; wer sich seiner angenommen hat, weiß ich nicht. Als ich nach zehn Jahren nach New-York zurückkehrte, fand ich keine Spur mehr von ihm."

Mit blitzenden Augen, die Hände geballt, stand die Baronin dem Vagabund gegenüber, der ihrem zornglühenden Blick mit unerschütterlichem Gleichmuth begegnete.

„Das ist eine Lüge!" rief sie, unfähig ihre Erregung länger zu bekämpfen.

„Es ist die Wahrheit!"

„Hattet Ihr so wenig Liebe zu Eurem Kinde, weshalb ließet Ihr es nicht der Mutter?"

„Na, dafür hatte ich meine Gründe. Das Weib, welches mich so kalt und gleichgiltig behandelte, welches mir seine Verachtung bezeigte —"

„Weil Ihr ein Betrüger, ein ehrloser Mensch waret!"

„Das sind Ansichten, die ich nicht theile; Jeder ernährt sich so gut er kann. Dadurch, daß ich das Kind mitnahm, wollte ich dem Herzen dieses Weibes eine Wunde schlagen, die —"

„Also geschah es aus Bosheit gegen Eure Frau!"

„Nicht das allein. Hedwig war ein schönes Kind, und ich bin Schauspieler. Ich wollte sie für die Bühne heranbilden, und sie sollte später ihren Vater unterstützen."

„Und trotz alledem ließt Ihr das Kind hilflos in der fremden Stadt zurück?"

„Ich konnte nicht anders, die Constabler waren mir auf der Ferse, und ich hatte keine Zeit hinzugehen und das Kind zu holen. Uebrigens wohnten in dem Hause viele Familien; ich denke mir, daß eine von ihnen sich des verlassenen Kindes angenommen hat."

„Ihr seid ein Scheusal!" fuhr die Baronin auf. „Habt Ihr Euch denn später gar nicht mehr danach erkundigt?"

Laborde zuckte die Achseln.

„Wozu konnte es nützen?" erwiderte er gelassen. „Von den Familien wohnte keine mehr in jenem Hause, und fremde Leute konnten mir keine Auskunft geben."

„Und Ihr habt auch keine Vermuthungen?"

„Nein."

„So nennt mir die Namen jener Familien."

„Sie sind meinem Gedächtnisse entschwunden."

Starr blickte die Baronin den Vagabunden an, der noch immer seine Ruhe, sein Phlegma behauptete; sie konnte es nicht fassen, daß seine Behauptungen wahr sein sollten.

„Wie gesagt, Madame, nur ein glücklicher Zufall kann das Wiederfinden ermöglichen," fuhr Laborde fort; „ob dies aber je der Fall sein wird, ist mir ziemlich gleichgiltig. In Amerika konnte ich nicht länger bleiben, denn die Lynch-Justiz liebe ich nicht, und es waren zu viele Ursachen vorhanden, die mich ihr überliefern mußten. Deshalb kehrte ich nach Europa zurück, und es freut mich jetzt, daß ich so klug war, es zu thun."

Die Baronin hatte schon die Hand ausgestreckt, um den

Glockenzug zu ergreifen; Laborde hielt jedoch ihren Arm zurück.

„Wir sind noch nicht zu Ende," fügte er hinzu. „Wie hoch schätzt Ihr das Geheimniß, welches außer Euch und mir Niemand kennt?"

Ein Blick der Verachtung traf aus den funkelnden Augen der Baronin den Fragenden.

„Macht davon Gebrauch, wenn Ihr den Rest Eures Lebens im Irrenhause verbringen wollt," entgegnete sie. „Ich fürchte Euch nicht —"

„Erlaubt! behandelt mich nicht so von oben herab," unterbrach Laborde sie sarkastisch. „Ihr glaubt auf einer Höhe zu stehen, von der Niemand Euch herunterstürzen kann, am wenigsten ein heimathloser Vagabund; aber vergeßt nicht, daß jedes Ding zwei Seiten hat. Zur Einsperrung im Irrenhause bedarf man eines ärztlichen Attestes, und es dürfte Euch schwer fallen, einen ehrenhaften Arzt von meinem Irrsinn zu überzeugen. Dann können auch Beweise geschafft werden, die meine Behauptungen bekräftigen und Eurem Herrn Gemahl die Augen öffnen, ganz abgesehen von dem Eclat, den meine Eröffnungen machen werden. Glaubt Ihr leichtes Spiel mit mir zu haben, werdet Ihr Euch bitter getäuscht finden; für mich ist ja dieses Geheimniß der letzte Strohhalm, der mich vor dem Ertrinken retten kann."

„Und auch nichts weiter, als ein dünner Strohhalm," spottete die Baronin.

„Hm, ich glaube eher, daß er ein solider Balken ist! Ueberlegt es. Euch! bin ich morgen Abend nicht in Freiheit gesetzt, so rede ich mit dem Bürgermeister und später mit

dem Richter, der die Untersuchung wider mich führen wird. Außerdem verlange ich zehntausend Thaler als Preis für mein Schweigen und für die Verzichtleistung. Daß Ihr diese Summe ohne besondere Opfer zahlen könnt, unterliegt für mich keinem Zweifel. Ueberlegt es Euch also; morgen Abend werde ich im Park hinter dem Garten Eure Antwort erwarten. Kommt Ihr nicht, und ich will warten von Sonnenuntergang bis Mitternacht, so kennt übermorgen das ganze Dorf unser Geheimniß. Jetzt klingelt; Euer Förster wird die Geduld verlieren, wenn wir ihn länger warten lassen."

Die Baronin würdigte den Vagabund keiner Antwort; vielleicht sah sie erst jetzt ein, welche Schlinge sie selbst sich gelegt hatte, vielleicht bereute sie, jenen Schritt gethan zu haben und verachtete dennoch diesen Menschen zu sehr, um sich in Unterhandlungen mit ihm einzulassen.

Sie zog die Glocke und befahl dem Förster, den Verhafteten in's Dorf zurückzuführen.

Kaum sah sie sich allein, als ihre Kräfte sie verließen. Mit schwankenden, brechenden Knien näherte sie sich einem Sessel, in den sie niedersank. Sie barg das Antlitz in ihre Hände und blieb, einer Verzweifelten gleich, regungslos in dieser Stellung bis der Vulcan ihres Innern ausgetobt hatte. Ihre Wangen waren bleich, ihre Züge entstellt, als sie sich endlich erhob, um ihrem Gatten Bericht zu erstatten. Sie trat vor den Spiegel und erschrak, als sie ihr Ebenbild erblickte. So wagte sie nicht vor den Baron zu treten und doch mußte sie es, wenn sie durch ihr langes Ausbleiben nicht Verdacht erwecken wollte.

Und sie konnte es auch, ohne eine Entdeckung befürchten zu müssen, denn es war bereits so dunkel, daß es dem

alten Herrn gewiß schwer gefallen wäre, die Gesichtszüge seiner Gattin zu unterscheiden.

„Seine Papiere sind nicht ganz in Ordnung, aber der Mann scheint ehrlich zu sein," sagte die Baronin in kühlem geschäftsmäßigem Ton. „Er hat Unglück gehabt, und eine Kette von Schicksalsschlägen scheint seinen Verstand in Verwirrung gebracht zu haben."

„So muß er in's Irrenhaus," bemerkte der Baron trocken.

„So schlimm ist es gerade nicht. Laß' ihm einen Zehrpfennig geben und kümmere Dich nicht weiter um ihn. Betrug hat er ebensowenig beabsichtigt, als ein anderes Verbrechen."

Der Baron schüttelte den Kopf; sein Blick suchte in dem Antlitz der stolzen Frau, die sich warm eines verhafteten Vagabunden annahm, zu lesen, aber vermochte die Dunkelheit nicht zu durchdringen.

„Daß Du einen solchen Burschen vertheidigst, setzt mich in Erstaunen," sagte er, und es war gut für die Baronin, daß ihr Gatte nicht bemerken konnte, welchen Eindruck seine Worte machten. „Es thut nimmer gut, diesen Menschen Mitleid zu zeigen, sie verdienen es nicht."

„Unverschuldetes Unglück —"

„Bah, Landstreicherei geht nie aus unverschuldetem Unglück hervor; der Mensch muß moralisch und gesellschaftlich tief gesunken sein, wenn — — — aber ich will Dir nichts in den Weg legen, handle nach Deinem Ermessen, nur beklage Dich später nicht, wenn Hohn und Undank Dein Lohn ist."

Die Baronin schwieg. Es beunruhigte sie schon, daß ihre

Theilnahme für den Verhafteten in der Seele ihres Gatten Mißtrauen geweckt hatte. Sie dachte an die Drohung des Vagabunden, der sie jetzt nicht mehr die feste ruhige Stirne bieten konnte, nachdem das Mißtrauen ihr vorgearbeitet hatte.

„Ich gebe Dir carte blanche", fuhr der Baron nach einer Pause fort, „setze den Menschen in Freiheit und reiche ihm einige Thaler, damit er weiter ziehen kann; aber Du wirst gut thun, den Bürgermeister zu ersuchen, den Lump über die Grenze meines Bezirks schaffen zu lassen."

Damit war dieses Thema erledigt; der alte Herr kam nicht mehr auf dasselbe zurück.

Eine Stunde später verließ die Baronin ihren Gatten. Sie war kaum in ihr Gemach zurückgekehrt, als eine Dienerin ihr meldete, daß Fritz sie um eine kurze Unterredung bitten lasse.

„Er soll eintreten", sagte die Baronin und die Spannung, mit der ihr Blick an den Zügen des Eintretenden hing, bewies, mit welcher fieberhaften, gewaltsam unterdrückten Aufregung sie die Mittheilungen des Försters erwartete.

„Ich halte es für meine Pflicht, Sie vor dem Verhafteten zu warnen," nahm Fritz das Wort; „er hat auf dem Rückwege zum Gefängniß Aeußerungen fallen lassen, die mir ernste Besorgnisse für Sie einflößen."

Die Baronin zuckte geringschätzend die Achseln. Hätte sie den Förster scharf beobachtet, so würden die Bosheit und Verschlagenheit, die aus seinen stechenden Augen lauerten, ihren Argwohn geweckt und sie vorsichtig gemacht haben.

„Die Drohungen eines Irrsinnigen fürchte ich nicht,“ erwiderte sie ruhig, „für die Warnung danke ich.“

„Die Drohungen eines Irrsinnigen?“ fragte der Förster. „Gnädige Frau, der Mann ist so wenig irrsinnig, als ich es bin.“

„Ihr versteht das nicht zu beurtheilen.“

„Hm — ich denke doch. Wenn ein solcher Vagabund sagt, es koste ihm nur einige Worte, um die Baronin von Waldstett von ihrer Höhe hinunterzustürzen und sie in's Gefängniß zu bringen, wenn er ferner erklärt, er sei jetzt ein gemachter Mann, denn er habe eine Quelle entdeckt, die nie versiegen könne: so beweist das keine Zerrüttung des Verstandes.“

„Das hat er Euch gesagt?“ fragte die Baronin, zornig auffahrend. „In's Irrenhaus muß er, denn er ist wahnsinnig!“

„Er meinte, morgen Abend werde es sich entscheiden —“

„Still! Ich will nichts weiter hören!“ unterbrach ihn die Baronin erregt. „Würde ich ihm gegenüber getreten sein, wenn — ah, es war eine Thorheit, daß ich mich dieses Menschen annahm! geht — Fritz ich danke Euch für die Warnung, obgliech sie überflüssig war.“

„Gnädige Frau —“

„Geht — geht“! —

„Wenn ein Augenblick kommen sollte, in welchem Sie meiner Hilfe, der Hilfe eines treuen Dieners gegen diesen Menschen bedürfen, so verfügen Sie über mich. Der Herr Baron ist alt und krank; wer kann wissen, wie nahe ihm das Ende ist; dann aber wäre es mir nicht gleichgiltig, wer fortan hier zu befehlen hat, denn mit dem jungen Herrn

stehe ich auf keinem guten Fuße; er hat mir die Züchtigung gewiß nicht vergessen, zu der ich mich vor Jahren durch meine Heftigkeit hinreißen ließ. Was auch geschehen mag, vertrauen Sie auf mich."

Lange ruhte der Blick der Baronin auf der Thüre, hinter welcher der Förster verschwunden war. Wer hatte ihm das Recht gegeben, in diesem Tone mit ihr zu reden? War das dunkle Geheimniß, welches sie für immer begraben glaubte, schon so weit enthüllt, daß dieser Mann hinter den Schleier blicken konnte, der es so dicht umhüllt hatte? Aber nein, so thöricht war Laborde nicht, daß er dieses Geheimniß preisgab, welches er selbst eine „unerschöpfliche Goldquelle" genannt hatte. Einstweilen waren es nur noch Vermuthungen, auf welche Fritz sich stützte, und zu diesen Vermuthungen hatte sie selbst Veranlassung gegeben. Weshalb auch war sie so thöricht gewesen, sich dieses Vagabunden anzunehmen, selbst die Begegnung mit ihm herbeizuführen? Hatte sie gehofft, er werde sie nicht erkennen? Sie hätte es voraussehen müssen, welche Folgen ihr daraus erwachsen würden. Sie bereute den Schritt, und dennoch würde sie noch einmal ihn gethan haben, des Kindes wegen, welches sie seit Jahren suchte. Sie hatte bisher unausgesetzt, heimlich, hinter dem Rücken ihres Gatten Nachforschungen angestellt, ohne irgend ein Resultat zu erzielen; wer könnte sie tadeln, wenn sie diese Gelegenheit ergriff, um sich endlich Gewißheit zu verschaffen? Und wenn die rächende Nemesis sie ereilte für das Vergehen, dessen sie sich schuldig gemacht hatte, was lag ihr daran, wenn sie nur das Kind wiederfand, mit dem ihre Seele im Wachen und Träumen sich beschäftigte? Auch gab es ja für dieses

Vergehen eine Entschuldigung und vielleicht auch Vergebung; der Baron liebte sie ja mit aller Kraft seiner Seele. Und nun? Sollte sie ihrem Gemahl jenes Geheimniß enthüllen, ihn um Verzeihung bitten und seinen Schutz gegen den Vagabund anrufen?

Das war's, worüber die Baronin nachdachte, und wer die schöne, stolze Frau in diesem Augenblicke gesehen hätte, wie sie da saß, gebrochen an Leib und Seele, der würde Mitleid mit ihr empfunden haben. Aber was hätte ihr dieses Geständniß helfen können? Wenn auch der Baron vergab, er hatte nicht die Macht, sie zu schützen vor dem rächenden Arm des Gesetzes. Vielleicht brachte er das Opfer, welches Laborde forderte; aber mußte die Baronin nicht voraussehen, daß schon nach wenigen Monaten dieselbe Gefahr der Entdeckung sie bedrohen werde? Und nicht dies allein: konnte die Gemüthserschütterung, welche ihr Geständniß verursachen mußte, nicht den Baron sofort tödten? Und dann? Werner von Waldstett würde triumphiren, wenn er die Macht und die Mittel fände, seine Stiefmutter zu stürzen, sie dem Elend und der Schande preiszugeben. Sie hatte ja damals den Haß des jungen Herrn kennen gelernt, als er vor mehreren Jahren seinen Vater besuchte, und dieser Haß war gewiß seitdem noch gestiegen. Hier gab es nur ein Mittel, die Gefahr zu beseitigen, und dieses Mittel hieß: der Tod Laborde's.

Die Baronin fuhr entsetzt zusammen, als ihre sich kreuzenden Gedanken auf diesem Punkte zusammentrafen.

Kapitel III.

Die Schenke „zur Sonne" lag zwischen dem Schloß und dem Dorfe an der Landstraße. Es kamen selten Reisende vorbei. Seitdem der Baron von Waldstett erkrankt war, hatte das lustige, geräuschvolle Leben im Schlosse ein Ende genommen, und die Edelleute der Umgegend begnügten sich damit, von Zeit zu Zeit einen Diener zu schicken und sich durch diesen nach dem Befinden des Barons erkundigen zu lassen. Da war es denn auch in der Schenke still geworden, in der vor wenigen Monaten noch die reichen Gutsbesitzer manche Flasche geleert hatten. Nur an Sonntagen fanden einige Gäste sich ein, und wenn der Wirth nicht auf bessere Zeiten gehofft und inzwischen sich an dem Einkommen aus seiner Landwirthschaft getröstet hätte, würde er wohl längst das Aushängeschild abgenommen und die Schenkstube geschlossen haben. Er dachte auch heute darüber nach, als er unter den Linden vor seinem Hause saß und mit schmunzelndem Behagen den Wein schlürfte, der in dem grünen Römer perlte. Es war noch früh am Tage, zwischen zehn und elf Uhr, und Peter Kugel würde sich gewiß Vorwürfe darüber gemacht haben, daß er schon jetzt hinter der Flasche saß, wenn nicht ein besonderer Grund ihn zu dieser Verschwendung bewogen hätte. Der Grund war triftig; der Wirth erwartete nämlich den Doctor Weller, der vor einer Stunde an seinem Hause vorbei geritten war und nun bald aus dem Schlosse zurückkehren mußte. Daß der Wirth über den Zustand des Herrn Barons stets genau unterrichtet bleiben

wollte, konnte ihm Niemand verdenken: es knüpfte sich ja für ihn an den Tod oder die Genesung des gnädigen Herrn ein besonderes Interesse. Und Peter Kugel wußte sehr genau, daß der Doctor an einer vollen Flasche nicht gut vorbei reiten konnte, wenn er eingeladen wurde, die duftende Flüssigkeit zu prüfen. Der Wirth hatte noch nicht lange gewartet, als der Doctor auf seinem kleinen flinken Pferdchen im ruhigen Paßschritt daher geritten kam. Peter Kugel erhob sich; das Thier blieb stehen, und kaum fiel der Blick des Arztes auf die Flasche, als er auch sofort Anstalten traf, sich aus dem Sattel zu schwingen. Der Knecht brachte ein Glas und band das Pferd an, der Doctor nahm Platz und legte den Hut neben sich.

„Ein heißer Tag heute", begann der Wirth das Gespräch, „kann mir denken, daß es Ihnen nicht angenehm ist, bei solcher Hundstagshitze den weiten Weg zum Schlosse machen zu müssen."

„Jenun, es ist mein Geschäft," erwiderte der Doctor, während er seine silberne Tabatière öffnete und dem Wirth eine Prise anbot.

Peter Kugel nießte sehr geräuschvoll und wischte das Wasser aus den Augen.

„Sie werden den Weg wohl nicht oft mehr machen," warf er, anscheinend ganz absichtslos hin; „der Herr Baron ist bejahrt, und man sagt, seine Krankheit sei unheilbar."

„Wer sagt das?" fragte der Arzt. „Alt ist der gnädige Herr, aber noch nicht so alt, daß er nicht noch einige Jahre leben könnte."

„Wenn er gesund wäre, freilich. So aber —"

„Lieber Freund, sterben müssen wir alle, und ein plötzlicher Tod ist nichts Seltenes. Der Herr Baron kann noch manches Jahr leben, er kann auch schon morgen auf der Bahre liegen."

Der kleine corpulente Wirth blickte betroffen den Mann der Wissenschaft an, der durch mehrmaliges Kopfnicken seinen Ausspruch bekräftigte und darauf rasch das Glas leerte.

„Also kann die Krankheit plötzlich einen tödtlichen Verlauf nehmen?" forschte er.

„Gewiß. Ein Geschwür im Innern des Körpers, welches wir nicht operiren und ebensowenig beseitigen können. Ein plötzlicher Schrecken, eine Erschütterung des Gemüths läßt es platzen, und der Patient ist verloren."

Der Wirth zog die Augenbrauen in die Höhe.

„Also so sieht es aus?" erwiderte er. „Ha, dann gebe ich nicht vier Pfenninge für sein Leben. Und was wird geschehen, wenn er todt ist?"

Der Doctor zuckte die Achseln.

„Das weiß ich nicht und es kümmert mich auch nicht," sagte er gleichgiltig; „vermuthlich wird der junge Herr dann hier einziehen und das frühere tolle Leben wieder beginnen."

„Nun, nun, so toll war es nicht —"

„Na, Treibjagden, Zechgelage, Wettrennen — es war ja oft ein Höllenlärm in dem Schlosse. Aber freilich, Euch konnte es recht sein, denn Ihr hattet das Haus immer voll und verdientet schweres Geld."

„Und ich denke, das ist die Hauptsache," schmunzelte der Wirth. „Mir wird's lieb sein, wenn der junge Herr

Werner hier einzieht; von der gnädigen Frau habe ich nicht viel zu hoffen. Es ist Unrecht, daß sie nicht rücksichtsvoller gegen mich ist; ich habe ihr doch damals zu dem Glücke verholfen."

Der Doctor hatte die Brille abgenommen; während er die Gläser mit dem seidenen Tuche abrieb, blickte er den Wirth fragend an.

„Es ist so wie ich Ihnen sagte," fuhr Peter Kugel mit wichtiger Miene fort, „ganz genau so. Ich erinnere mich noch sehr gut des Tages, an welchem sie zum ersten Male meine Schwelle überschritt. Sie war blaß, abgehärmt und schwarz gekleidet, und sie hatte an dem Tage einen weiten Marsch gemacht. Meine Frau, Gott habe sie selig! nahm sie auf, und ich kann's nicht leugnen, auch mich dauerte das junge Ding."

„Das war?"

„Nun, vor stark fünfzehn Jahren; die Baronin von Waldstett lag damals schon krank, und der junge Herr zählte höchstens zwölf Jahre. Die Fremde hatte natürlich kein Geld, sie wollte einen Dienst als Gouvernante oder Gesellschafterin suchen, und ich glaube, wenn ich ihr den Dienst einer Magd in meiner Wirthschaft angeboten hätte, würde sie ihn auch angenommen haben."

„Und wie kam sie in's Schloß?"

„Sehr einfach; ich überlegte mit meiner Frau, und meine Frau sprach mit der Baronin, welche die Güte selbst war. Die Baronin ließ sie auffordern sie zu besuchen, und eine Stunde darauf war die Unglückliche Gesellschafterin der gnädigen Frau. Nun, sie hat ihre Wohlthäterin liebevoll gepflegt und den Armen in unsrer Gegend viel Gutes

gethan: das kann man nicht leugnen. In den ersten Monaten kam sie oft zu uns, aber es war merkwürdig und auffallend, daß sie nie an ihre Vergangenheit erinnert sein mochte."

Der Doctor nickte, gedankenvoll vor sich hinblickend; diese Mittheilung schien mit seinen eigenen Beobachtungen ganz übereinzustimmen.

„Nun? Und dann?" fragte er.

„Dann starb die gnädige Frau, und die Gesellschafterin blieb im Schlosse zum großen Aerger des jungen Herrn, der sie nicht leiden konnte."

„Sie hatte es wohl verstanden, sich in der Gunst des Barons festzusetzen?"

„Mag sein, es war wenigstens auffallend, daß sie blieb, und es konnte am Ende Niemanden überraschen, als ein halbes Jahr später die Vorbereitungen zur Hochzeit getroffen wurden. Bis dahin war sie bei allen gut angeschrieben, nach der Hochzeit nahm das ein Ende. Sie wurde stolz, gefühllos, sie sah mit Geringschätzung auf uns herab, und der Bauer hat auch ein Gefühl, er weiß, daß er vor Gott und dem Gesetze ebensoviel gilt, als der Adel. Seit der Zeit konnte die Baronin keine Sympathieen mehr wecken, zumal, als man erfuhr, daß ihretwegen der junge Herr das Schloß verlassen mußte."

Der Doctor schlürfte nachdenklich den Wein und schob die Brille wieder auf die Nase.

„Daran ist nun auch Manches übertrieben," erwiderte er in versöhnendem Tone, „ich weiß das besser. Der junge Herr hat damals selbst mit mir darüber gesprochen und mir auch seinen Groll gegen die Stiefmutter nicht ver-

hehlt, aber ihretwegen mußte er das Schloß nicht verlassen, er wurde vielmehr hinausgeschickt, um etwas zu lernen. Man darf nicht Alles glauben, was die Leute sagen, lieber Freund, es giebt der boshaften Lästerzungen zu viele."

Der Wirth hatte sich erhoben, die Augen mit der Hand beschattend, blickte er aufmerksam in die Ferne.

„Gäste für Euch!" sagte der Doctor, einen Blick auf den offenen Wagen werfend, der sich rasch der Schenke näherte.

„Oder für das Schloß," erwiderte Kugel lakonisch. „Ich bin's seit langer Zeit gewohnt, daß mir kein Edelwild mehr in's Gehege kommt."

„Wird sich ändern."

„Gott gebe es! von solchen Vagabunden, wie der, welcher dort kommt, wird man nicht fett. Teufel; das ist derselbe Schuft, den ich gestern verhaften ließ, weil er mich um die Zeche betrügen wollte."

„Holla — eine Flasche Wein und nachher ein gutes Mittagessen!" unterbrach Laborde ihn, der unter den Linden schon Platz genommen hatte. „Dafür, daß Ihr mich gestern verhaften ließet, schulde ich Euch meinen Dank, altes Haus; Ihr habt mir dadurch einen Dienst geleistet, der unbezahlbar ist."

Peter Kugel hatte große Lust, dem Vagabunden den Weg zu zeigen, aber er war durch die letzten Worte aufmerksam gemacht worden.

„Dann zahlt mir vorab, was Ihr gestern schuldig geblieben seid!" sagte er barsch.

Laborde warf einen Thaler auf den Tisch.

„Wenn's nicht reicht, ich habe noch mehr," entgegnete

er höhnisch lachend, „und wenn meine Baarschaft heute nicht langen sollte, so dürft Ihr mir dreist borgen; morgen habe ich Geld genug, Euch die ganze Wirthschaft abzukaufen.“

Der Wirth wechselte mit dem Arzte einen bedeutsamen Blick, dann eilte er zu dem Wagen, der in diesem Augenblick vorfuhr.

Ein schlanker, junger Herr, dem man auf den ersten Blick den Aristokraten ansah, und zwei Damen stiegen aus.

Eine dieser Damen war schon bejahrt und mit auffallender Eleganz gekleidet, die andere, groß, schlank und von graziösem Wuchse, zählte kaum achtzehn Jahre. Als der junge Herr die Letztere aus dem Wagen hob, sah sie die Blicke der Anwesenden mit einem unverkennbaren Ausdruck der Ueberraschung, ja der Bestürzung auf sich gerichtet. Ihr Begleiter flüsterte ihr einige Worte zu, ein Lächeln glitt über ihre Lippen, dann eilte sie rasch von der älteren Dame begleitet in's Haus.

„Grüß' Gott!“ sagte der junge Herr, den Wirth und dem Arzte beide Hände reichend, „endlich kehre ich heim und ich hoffe, mich nicht so sehr verändert zu haben, daß meine alten Freunde mich nicht wiedererkennen sollten.“

„Ich erkannte Sie sofort, Herr Baron,“ erwiderte der Arzt lächelnd, „wenngleich auch der inzwischen so üppig gewachsene Vollbart Ihrem Gesicht einen männlichen Ausdruck gegeben hat.“

Der Wirth bekundete durch mehrmaliges Nicken, daß er dieser Ansicht und Antwort in allen Theilen beipflichte.

„Wenn Sie uns überrascht finden, so hat das seinen besonderen Grund,“ fuhr der Doctor fort, „die junge Dame“ —

„Hat eine solche Aehnlichkeit mit meiner Stiefmutter, daß ich diese Ueberraschung durchaus gerechtfertigt finde," unterbrach Werner ihn. „Auch mich hat sie frappirt, und ich versichere Sie, daß sie mich einigermaßen mit der Baronin von Waldstett ausgesöhnt hat." —

„Herr Wirth, wollen Sie nicht die Güte haben, sich nach den Wünschen der Mistreß Sampson und ihrer Tochter zu erkundigen?"

Peter Kugel verstand den Wink und entfernte sich.

Den Vagabund hinter dem Lindenstamm beachtete Niemand.

„Ich muß einige Worte mit Ihnen im Vertrauen reden," fuhr Werner hastig fort. „Wie steht's mit meinem Vater?"

Der Arzt zuckte die Achseln.

„Er leidet an Aneurysma," erwiderte er. „Sie werden diese Krankheit vielleicht kennen. Ein plötzlicher Schrecken, eine Gemüthserschütterung kann ihn tödten.

„Glauben Sie das wirklich?"

„Herr Baron —"

„Entschuldigen Sie; es lag nicht in meiner Absicht, Ihnen zu nahe zu treten, oder irgend einen Zweifel zu äußern. Aber die Verhältnisse, unter denen ich zurückkehre, und der Zweck, der mich heimführt — — — können Sie mir einige Augenblicke widmen?"

„Mit Vergnügen."

„So werde ich mir erlauben, Sie um Ihren Rath zu bitten. Fräulein Hedwig Sampson ist Tänzerin; ihr erstes Debut in New-York hat einen durchschlagenden Erfolg gehabt; sie kam mit ihrer Mutter hierher, um in Deutschland

ihr Glück zu versuchen. Sie liebt Amerika nicht, obgleich es ihr Vaterland ist, und sie schwärmt für Deutschland, seitdem sie in New-York mehrere deutsche Familien kennen lernte. Ich sah sie zuerst im Theater, nicht auf der Bühne, in der Loge; sie war im Begriff, mit dem Director einen Contract für einige Gastspiele abzuschließen. Ich suchte mich ihr zu nähern, es wurde mir schwer, sehr schwer gemacht, aber es gelang mir und — ich machte kurzen Prozeß, zerriß den noch nicht unterzeichneten Vertrag und bot dem schönen Mädchen Herz und Hand an."

„Das arme Kind!" sagte der Doctor unwillkürlich.

„Ein Baron von Waldstett löst unter allen Umständen sein Wort ein!" erwiderte Werner stolz.

„Aber Ihr Herr Vater!"

„Sie fürchten, daß er nie seine Zustimmung geben wird?"

„Nie!"

„Hat er nicht selbst eine Heirath mit einer Bürgerlichen geschlossen?"

„Eine Tänzerin, Herr Baron!"

„Und meine Stiefmutter? War sie nicht eine Bettlerin, eine —"

„Urtheilen Sie nicht so hart, ich glaube, die Baronin verdient es nicht. Sie haben ihr Unrecht gethan; Ihr Herr Vater könnte keine sorgsamere, liebevollere Pflegerin finden."

„Zugegeben, aber berechtigt ihn das, mir schroff entgegenzutreten, wenn ich seinem Beispiele folgen und eine Bürgerliche heirathen will? Ich habe meine Hoffnung darauf gesetzt, daß die Aehnlichkeit Hedwig's mit der Baronin —"

„Um Gotteswillen, nur keine solche Scene, sie würde

ihm den Tod bringen!“ fiel der Arzt ihm rasch in's Wort. „Entweder stehen Sie ganz davon ab und warten Sie, bis Sie das Haupt der Familie sind, oder suchen Sie auf einem andern Wege die Einwilligung Ihres Herrn Vaters zu erhalten.“

„Kennen Sie einen solchen Weg?“

„Vielleicht. Reden Sie mit der Baronin, es liegt ja in der Natur der Sache, daß sie diese Mesalliance eher beschützen als anfeinden wird, und ich versichere Sie, die Baronin wird gerne die Hand ergreifen, wenn Sie mit dem aufrichtigen Wunsche der Versöhnung sich ihr nahen.“

Der Baron war nachdenklich geworden; über das Gesicht Laborde's glitt ein Zug teuflischen Hohnes.

„Auch daran habe ich gedacht,“ erwiderte Werner nach einer Pause, „aber ich wollte mich erst dann zu dem krummen Wege entschließen, wenn ich fände, daß ich auf dem geraden mein Ziel nicht erreichen könnte.“

„Sie werden es erreichen: dadurch, daß Sie Ihren Vater tödten und —“

„Herr Doctor, nachdem Sie mich auf diese Gefahr aufmerksam gemacht haben, gebieten mir Pflicht, Ehre und Gewissen, von meinem Vater Alles fern zu halten, was den dünnen Lebensfaden früher zerreißen könnte. Ich werde mit der Baronin von Waldstett reden und ihre Protection mir zu verschaffen suchen. Es ist ein schwerer Gang für mich, aber ich muß ihn gehen. Nehmen Sie meinen Dank für Ihren Rath, Herr Doctor; ich hoffe, Ihnen schon morgen Erfreuliches mittheilen zu können.“

Die Rückkehr des Wirths brach das Gespräch ab, der Doctor forderte sein Pferd, stieg in den Sattel und ritt,

nach einem herzlichen Abschied von dem jungen Herrn, von dannen.

Gedankenvoll ging Werner in die Schenke, in der die beiden Damen ihn erwarteten.

„Es ist nichts mit unserem ersten Plane,“ sagte er unmuthig, „das Befinden meines Vaters erlaubt mir nicht, den Weg der Ueberrumpelung zu versuchen. Da bleibt mir denn nichts Anderes übrig, als den Beistand meiner Stiefmutter zu suchen, um durch ihre Protection die Einwilligung meines Vaters zu erhalten.“

Die alte Dame schüttelte mißbilligend den Kopf; es lag in ihrem Blick, ihren Zügen, ihrem ganzen Wesen etwas, was Unmuth und Unzufriedenheit verrieth.

„Ich liebe diese krummen Wege nicht!“ erwiderte sie in hartem, schneidendem Tone; „wenn ich vorausgewußt hätte, daß diese Heirath auf so viele Schwierigkeiten und Hindernisse stoßen würde, wäre meine Zustimmung zu dieser Reise nie erfolgt!“

Die Augen Hedwig's ruhten bittend auf der alten Dame, dann schweiften sie hinüber zu dem Verlobten, auf dessen Stirne drohende Falten sich zeigten.

„Hedwig ist noch jung,“ fuhr Frau Sampson fort, „vor ihr liegt eine glänzende Bahn, auf der sie Ruhm, Ehre und Reichthum gewinnen kann —“

„Madame, ich habe Ihnen schon oft gesagt, was ich von diesen Redensarten halte,“ fiel Werner ihr gemessen in's Wort. „Sie wissen auch, daß es Hedwig's freier Wille ist, auf diese Bahn zu verzichten, um ihr ganzes Glück in der Vereinigung mit mir zu suchen. Nehmen Sie wenigstens Rücksicht auf die Gefühle und Wünsche Ihres Kindes.“

„Werner!“ bat das Mädchen flehend.

„Sie mißverstehen mich, Herr Baron," erwiderte Frau Sampson, ohne darauf Rücksicht zu nehmen, daß ihre Kälte die Gereiztheit des jungen Herrn steigern mußte, „ich spreche nicht davon, daß Hedwig diese Bahn wieder betreten solle, ich sage nur, daß alle diese Hindernisse und Schwierigkeiten —"

„Genug!" fuhr Werner auf. „Hedwig ist meine Braut, und ich werde sie zum Altar führen trotz all' dieser Hindernisse. Ueberlassen Sie die Sorge dafür mir, ich werde sowohl Ihnen, wie meiner Braut jede Unannehmlichkeit fern halten; aber ich versichere Sie auch, daß ich allen Bestrebungen, mir die Liebe Hedwig's zu rauben, oder sie zum Treubruch zu bewegen, energisch entgegen treten werde!"

Frau Sampson näherte sich langsam der Thüre.

„Sie sind aufgeregt, Herr Baron," sagte sie gelassen, „wären Sie es nicht, würden Sie mehr Rücksichten auf diejenigen nehmen, die Ihnen so viele und große Opfer bringen."

Damit ging sie hinaus. Hedwig, welche am Fenster stand, sah sie gleich darauf im Garten.

„Du warst zu heftig gegen die Mutter," sagte sie leise „mir zu Liebe —"

„Konnte ich ruhig bleiben, solchen Worten gegenüber?" unterbrach Werner sie, ihr mit inniger Liebe in's Auge schauend. „Sage mir, was Du willst, diese Frau ist eine Egoistin, die nur deshalb Dich auf jene Bahn zurückführen möchte, um an Deinem Ruhme, Deiner Ehre und Deinem Reichthume theilnehmen zu können. Nicht Dein Glück, Deine Zukunft, Ihr eigenes theures Ich hat sie im Auge; sie fürchtet, daß nach unsrer Hochzeit ihre Rolle ausgespielt ist."

Hedwig schwieg, und das Köpfchen auf die Hand gestützt, versank sie in Sinnen.

„Es gab Augenblicke, in denen sich mir die Ueberzeugung aufdrang, daß diese Frau nicht Deine Mutter sein könne," fuhr Werner fort; „ihre Herzlosigkeit, ihre Selbstsucht und —"

„Urtheile nicht zu scharf," bat das Mädchen, „meine Erziehung und Ausbildung hat ihr zuerst große Opfer gekostet und manche sorgenvolle Stunde bereitet; nun verzichtet sie ungern auf die Ernte; wer kann es ihr übel nehmen? Wie oft mag sie im Geiste ihr Kind gefeiert, bewundert, auf dem Piedestal des Ruhmes stehend, gesehen haben, wie oft mag sie sich nach der Zeit gesehnt haben, in der sich ihre Hoffnungen und Wünsche erfüllen sollten, und da muß es ihr schwer fallen, auf diese Hoffnungen zu verzichten. Das wird anders werden, wenn wir für immer mit einander verbunden sind. Habe Geduld mit ihr."

„Sie muß auch Geduld mit mir haben," entgegnete Werner, „sie weiß, daß ich ein heftiges Temperament besitze. Weshalb reizt sie mich stets? weshalb greift sie mich immer und immer wieder an der Achillesferse jedes Edelmanns, an der Ehre, an? Ich weiß es wohl, ich durchschaue ihre Absicht: sie will, daß ich das entscheidende Wort sprechen soll, welches einen Bruch herbeiführen muß; und wenn dies geschähe —"

„Aber es wird nicht geschehen, Werner!"

„Niemals, mein Kind! und wenn ich mich doch so weit vergäße, so weißt Du ja, daß dieses Wort nicht aus dem Herzen kommen kann."

Der junge Mann hatte neben seiner Verlobten Platz genommen, erfaßte ihre Hände und blickte ihr lange in's Antlitz. Dann theilte er ihr mit, welche Schritte er noch an diesem Abend thun wolle, um sich die Protection seiner

Stiefmutter zu sichern, die Alles über seinen Vater vermöge.

Frau Sampson hatte sich in einer Laube niedergelassen; sie kannte sehr genau das heftige, leidenschaftliche Temperament ihres zukünftigen Schwiegersohnes, und es lag augenblicklich noch nicht in ihrer Absicht, mit ihm zu brechen. Wenn die Heirath zu Stande kam, so war es das beste Mittel, sowohl ihre Zukunft, als die Zukunft ihrer Tochter sicher zu stellen. Sie hatte ja schon längst über den Baron von Waldstett Erkundigungen eingezogen und erfahren, daß er ein sehr reicher, hochgeachteter Edelmann sei, der, wenn er in den Staatsdienst treten wollte, eine ausgezeichnete Carrière machen könne. Freilich tauchten auch dann und wann die früheren Wünsche und Hoffnungen in ihrer Seele auf, und sie meinte dann, es wäre doch besser gewesen, wenn Hedwig die mit so vielem Erfolg betretene Bahn nicht verlassen haben würde.

Das waren die Augenblicke, in denen sie ihrem Unmuth über das Fehlgeschlagene ihrer Hoffnungen freien Lauf ließ, um dem Herrn Baron zu zeigen, wie dankbar er ihr für die Opfer sein müsse, die sie ihm bringe.

Im Grunde also mochte Werner darin, daß er Frau Sampson eine herzlose Egoistin nannte, Recht haben.

Die alte Dame saß noch nicht lange allein, als sie aufblickend, einen Mann vor sich stehen sah, dessen plötzliches Erscheinen sie um so mehr erschrecken mußte, als derselbe einem Vagabunden so ähnlich sah, wie ein Ei dem andern.

„Mistreß Sampson?“ fragte Laborde, den Rand des alten zerknitterten Hutes berührend. „Sie haben gealtert, Madame, seit den zehn oder zwölf Jahren, vor denen ich

Sie zuletzt sah. Bitte, bleiben Sie sitzen, mein Name ist Heinrich Laborde."

„Laborde?" erwiderte Frau Sampson nachdenklich. „Ach ja, ich erinnere mich — Sie wohnten damals in New-York."

„Ganz recht, Madame."

„Nun, wenn ich gealtert habe, so haben Sie sich eben auch nicht zu Ihrem Vortheile verändert."

„Danke für dieses Compliment."

„Bitte, ich glaubte, Ihnen die Schmeichelei nicht schuldig bleiben zu dürfen. Sie verließen zur Zeit New-York wegen eines Betruges im Spiel."

„Wenn Sie gütigst erlauben: man beschuldigte mich dieses Vergehens, konnte aber keine Beweise dafür beibringen."

„Ach — und weshalb flüchteten Sie?"

„Der Grund liegt auf der Hand. Die Herren Yankee's machen kurzen Prozeß mit einem damned Dutchman, und ich liebe diese Justiz nicht."

„So, so, und aus diesem Grunde kehrten Sie nach Europa zurück?" fragte Frau Sampson, den stechenden Blick fest auf das aufgedunsene Gesicht des Vagabunden gerichtet.

„Ich trieb mich noch einige Jahre in den Goldgruben und Prairieen umher," erwiderte Laborde achselzuckend, „aber das Glück wollte mir nicht lächeln, wie Sie sehen. Hatte übrigens nicht erwartet, Sie hier in Deutschland wiederzufinden."

„Ich ebenfalls nicht."

„Kann sein. Um indeß auf des Pudels Kern zu kommen, — wo ist mein Kind?"

„Ihr Kind?" fragte die Dame erstaunt.

„Sie erinnern sich des kleinen Mädchens nicht mehr?“

„Nein. Ich kann mich überhaupt nicht erinnern, daß Sie ein Kind gehabt haben.“

„In der That, das ist stark! Wohnten wir nicht unter einem Dache miteinander?“

„Ich glaube, es wohnten viele Personen in jenem Hause.“

„Ganz recht, aber —“

„Nun?“

„Madame, beenden wir diese Komödie, Sie waren schon derzeit eine gute Schauspielerin und mögen inzwischen noch Manches gelernt haben; aber Sie dürfen nicht vergessen, daß ich ebenfalls auf den Brettern und hinter den Coulissen heimisch bin und die feinsten Kunstgriffe kenne. Sie haben sich damals meines Kindes angenommen und —“

„Mein Herr, Ihr Benehmen wird mich nöthigen, den Wirth zu rufen!“ fiel Frau Sampson hier in's Wort, indem sie sich rasch erhob. „Wenn ich wirklich mich damals Ihres Kindes angenommen hätte, so mußte dem doch wohl ein böswilliges Verlassen Ihrerseits vorausgegangen sein, und ich glaube, in diesem Falle könnte selbst das Gesetz Ihnen keine Vaterrechte mehr einräumen.“

„Hallo!“ rief Laborde spottend. „Glauben Sie, durch diese Hinterthür mir entwischen zu können?“

„Es sei denn,“ fuhr Frau Sampson fort, „daß Sie mir alle Kosten für die Beköstigung, Bekleidung und Erziehung des Kindes ersetzten, wozu Sie wohl nicht im Stande sein werden.“

„Kann man nicht wissen!“

„Außerdem glaube ich nicht, daß Ihr Kind freiwillig Sie als Vater anerkennen würde, und das Gesetz könnte es nicht dazu zwingen.“

Frau Sampson versuchte, nach diesen Worten rasch den Ausgang der Laube zu gewinnen; Laborde vertrat ihr den Weg.

Ein höhnisches Lächeln umspielte seine Lippen, und seine Augen funkelten tückisch boshaft.

„Madame, Sie spielen vortrefflich,“ sagte er, „aber Ihre Rolle ist nun zu Ende. Ich weiß, wo mein Kind ist, und werde es zu finden wissen, sobald ich seiner bedarf. Im Uebrigen verschlägt es mir nichts, wenn Ihr Project mit einer lustigen Hochzeit endet: sobald die Saat reif ist, komme ich, um die Ernte einzuheimsen. Es freut mich übrigens, Madame, Ihre werthe Bekanntschaft erneuert zu haben.“

Laborde griff an seinen Hut und schritt langsam von dannen; er hielt es nicht einmal der Mühe werth, sich umzuschauen, trotzdem er sich sagen mußte, daß ein Blick voll des glühendsten Hasses ihm folgen werde.

Mistreß Sampson kehrte, als der Vagabund ihren Augen entschwunden war, in die Schenkstube zurück, wo sie die beiden Verlobten im vertraulichen Gespräch fand. Die Gewißheit, daß diese ihre Begegnung mit Laborde nicht bemerkt haben konnten, beruhigte sie.

Kapitel IV.

„Und wenn er kommen sollte, um meine Einwilligung zu seiner Heirath mit der Tänzerin zu erbitten,“ sagte der Baron, zu seiner Gattin emporblickend, die leicht auf die Lehne seines Sessels sich stützend, neben ihm stand, so ist hier das Codicill, welches ihn enterbt.

Ein triumphirendes Lächeln glitt rasch über das ernste, strenge Gesicht der Baronin, als ihr Blick auf das fünffach gesiegelte Document fiel, welches vor dem alten Herrn auf dem Tische lag.

„Hast Du es wirklich schon geschrieben?“ fragte sie im erkünstelten Tone des Vorwurfs.

Der Baron nickte.

„Heute Mittag, nach Tisch,“ erwiderte er.

„Aber bedenke, die Aufregung —“

„Es war besser, daß ich es that; nun wird's mich nicht weiter aufregen, nachdem ich die Sache geordnet habe.“

Die Baronin schüttelte mit einer Miene geheuchelter Mißbilligung das Haupt.

„Du thatest nicht Recht daran,“ sagte sie, „Werner ist Dein einziges Kind —“

„Und eben deshalb soll er das Wappen seiner Ahnen von jedem Flecken rein halten.“

„Du kannst ihn nicht enterben.“

„Sein mütterliches Vermögen soll er erhalten; ich kann es ihm nicht entziehen.“

Die Baronin trat zurück; der ernste forschende Blick ihres Gattin schien sie zu beunruhigen.

„Werner wird Dir vorwerfen, Du selbst habest eine Mesalliance geschlossen,“ sagte sie in einem Tone, als ob sie dem alten Herrn zeigen wolle, daß er nicht die Macht habe, seinen Willen in dieser Angelegenheit durchzusetzen. „Und wenn er es thut, kannst Du —“

„Warst Du eine Tänzerin, Jenni?“ unterbrach der Baron sie scharf.

„Nein, aber eine Dienerin.“

„Ich habe Dich nie als die Dienerin, sondern als die Gesellschafterin und Freundin meiner verstorbenen Gemahlin betrachtet. Dein Ruf war fleckenlos" —

„Aber ich war arm, eine Bettlerin —"

„Eine Waise, die nicht wußte, wo sie ihr Haupt betten sollte, es ist wahr. Indeß Deine Unschuld, Deine makellose Ehre, Deine Herzensgüte und Dein weiches Gemüth wogen Rang und Vermögen auf: Du warst würdig, zu werden, was Du geworden bist."

„Kann Werner das nicht auch von seiner Verlobten sagen?" warf die Baronin ein.

Dem Baron schoß das Blut in die Wangen, auf seiner Stirne zeigte sich ein dunkelrother Streifen, wie der Druck einer zu engen Kopfbedeckung.

„Seine Verlobte?" fragte er. „Ist es schon so weit gediehen? Beim Himmel, dieser ungerathene Sohn wird mich in die Grube bringen!"

Die Baronin war rasch an den Sessel zurückgetreten; sie schlug ihre Arme um den Hals des Gatten und bat ihn, sich nicht aufzuregen, ihretwegen ruhig zu bleiben.

„Das Wort entfiel mir, ohne daß ich etwas dabei dachte," sagte sie, „mir hat Werner nichts anvertraut. Du weißt ja, wie ich mit ihm stehe."

„So hast Du von anderer Seite Mittheilung erhalten."

„Auch das nicht, ich würde sie Dir nicht vorenthalten haben."

„Nun, nun, beruhigen wir uns," fuhr der Baron in milderem Tone fort, „hoffen wir, daß es nur eine Liaison ist, die keine ernste Bedeutung hat. Ich habe in der jüngsten Zeit meine Aufmerksamkeit darauf gerichtet, selbst eine

Wahl für Werner zu treffen, und gestern an meinen alten Freund, den Freiherrn von Rodewald geschrieben. Fräulein von Rodewald ist eine schöne, liebenswürdige Dame, Werner kann diese Wahl nur billigen. Ich habe auch ihm geschrieben, er soll hierherkommen, um meine Ansichten und Wünsche zu vernehmen."

Die Baronin war sichtbar erschrocken; die Nachricht, daß Werner kommen werde, schien sie zu bestürzen. Aber rasch gefaßt, erwiderte sie mit kaltem Gleichmuth, man müsse nun abwarten, ob Werner sich geneigt zeigen werde, die Wahl seines Vaters zu billigen; sie selbst wolle es übernehmen, den Stiefsohn darauf vorzubereiten und sich über diesen Punkt mit ihm zu unterhalten, damit seinem Vater die Aufregung erspart bleibe.

War sie schon bestürzt über die Aussicht auf die bald bevorstehende Heimkehr Werner's, um wieviel mehr mußte die Nachricht, daß der junge Herr schon eingetroffen sei, sie erschrecken.

Sie hatte einen anderen Plan entworfen, einen Plan, der sie zur Herrin von Waldstett machen sollte, und sie war bereits auf dem besten Wege, diesen Zweck zu erreichen.

Wenn Werner darauf bestand, die Tänzerin zu heirathen, und wenn er diese Absicht wirklich ausführte, so war er enterbt, und nur ein geringer Theil des großen Vermögens fiel ihm zu.

Der alte Herr konnte schon in der nächsten Stunde sterben, Werner mußte alsdann seiner Stiefmutter das Schloß und alle übrigen Güter überlassen; kein Gesetz berech-

tigte ihn, das Codicill anzufechten und die Bestimmungen desselben umzustoßen.

Und Laborde?

Er mußte durch Versprechungen hingehalten und bewogen werden, einstweilen die Gegend zu verlassen.

Der Förster brachte ihr die Nachricht von der Ankunft Werner's, und der Baronin konnte es nicht entgehen, daß die Heimkehr des jungen Herrn auch diesem unangenehm war.

Sollte sie mit ihm sich verbinden?

Ihr Stolz sträubte sich dagegen, und dennoch gebot es ihr vielleicht die Pflicht der Selbsterhaltung.

Noch konnte sie sich nicht dazu entschließen, aber sie wollte erforschen, inwiefern sie auf den Beistand dieses Mannes rechnen durfte, wenn sie später seine Interessen mit den ihrigen verknüpfen wollte.

„Es ist gut, daß er zurückkehrt," sagte sie gelassen, „wer weiß, wie nahe der Tag ist, an welchem er hier der Gebieter sein wird!"

„Daß er nie käme!" brummte Fritz.

Die Baronin blickte wie befremdet auf.

„Er begegnete mir vorhin, als ich an der Herberge vorbeiging," fuhr der Förster mit wachsendem Unmuth fort, „er kannte mich nicht mehr, das heißt, er that so, als ob er mich nicht kenne; aber in seinen Augen las ich, daß er sich meiner erinnere."

„So glaubt Ihr, daß er Euch feindlich gesinnt sei?"

„Wie kann es anders sein! Er war noch ein Knabe, als ich ihn einmal darüber ertappte, wie er meinen Hund mißhandelte. Das Mitgefühl, die Entrüstung übermannten

mich, ich gab dem Peiniger einen Denkzettel mit der Peitsche, und diesen Denkzettel vergißt er nicht. Er verklagte mich nicht bei seinem Vater; denn er wußte sehr genau, daß der Herr Baron mir in der Hauptsache Recht gegeben haben würde, er schwur mir Rache und diesen Schwur wird er halten."

„Dann allerdings habt Ihr seine Rache zu fürchten," erwiderte die Baronin kühl. „Nach dem Tode des Herrn Baron wird Werner von Waldstett die Herrschaft übernehmen."

„Und auch Sie vertreiben, gnädige Frau?"

„Ich werde das Schloß verlassen, ehe er die Herrschaft antritt."

Der Förster schüttelte den Kopf.

„So ist es allerdings vorauszusehen," sagte er, „der Sohn erbt ja die Güter seines Vaters. Aber ich hatte gehofft, es werde anders kommen; der Herr Baron werde Ihnen Schloß Waldstett als Witthum überweisen und dem jungen Herrn die übrigen Güter übertragen. Das habe ich gehofft bis zu diesem Augenblick, und ich würde zu jeder Stunde mein Leben dafür wagen, daß diese Hoffnung sich verwirkliche."

Der Blick der Baronin ruhte forschend auf dem verschlagenen, fast tückischen Gesicht des Försters.

„Und wenn diese Hoffnung sich verwirklichen könnte, würdet Ihr wirklich Euer Leben dafür einsetzen?" fragte sie.

„Gewiß, gnädige Frau!"

„Es ist gut, vielleicht reden wir später darüber."

Ein Wink der Baronin gebot dem Förster, sich zu entfernen; er aber beachtete ihn nicht.



„Der Vagabund ist frei,“ sagte er, „er zecht in der Herberge und scheint keine Lust zu haben, seine Wanderung fortzusetzen.“

„So mag er bleiben.“

„Aber seine Drohungen —“

„Ich fürchte sie nicht, er ist ein Irrsinniger. Beachtet ihn nicht weiter. Wenn er so verwegen sein wird, mir lästig zu fallen, werde ich ihn für immer beseitigen.“

Der Förster schien dieses Thema noch etwas ausführlicher behandeln zu wollen, aber ein zweiter Wink befahl ihm, zu schweigen, und er ging zögernd hinaus. Die Baronin wanderte langsam in ihrem eleganten Gemach auf und ab.

Wieder dachte sie daran, ihrem Gatten Alles zu gestehen, wieder verwarf sie diesen Gedanken, gegen den ihr Stolz, ihre Ehre, ihre ganze Natur sich sträubte.

Nicht hinuntersteigen wollte sie an der Leiter, welche sie so mühsam erklettert hatte: ihr ganzes Streben ging dahin, höher zu steigen und die Spitze zu erreichen.

Was kümmerte es sie, ob die Bahn, welche sie betreten hatte, eine Bahn des Verbrechens war; sie fühlte nur, daß sie auf dieser Bahn fortschreiten mußte, daß es keinen Halt, keine Umkehr für sie gab.

Ehe Laborde erschienen war, nährte sie nur den Wunsch, nach dem Tode ihres Gatten ein kleines Gut mit einem mäßigen Einkommen zu erhalten, und ihre Wünsche würden vielleicht nie höher gestiegen sein, wenn nicht die Umstände sie gezwungen hätten, auf ein höheres Einkommen Bedacht zu nehmen.

Daß Laborde sich mit einer kleinen Summe nicht abfinden lassen werde, war vorauszusehen, und es gab kein

anderes Mittel, ihn zum Schweigen zu bewegen, als das Gold.

Und nachdem sie mit diesem Gedanken sich vertraut gemacht hatte, mit dem Gedanken an Erbschleicherei und Beraubung des Stiefsohnes, nachdem die Absichten Werner's und die Anschauungen des Barons sie in ihrem Vorhaben unterstützten, trat ein anderer Factor hinzu, Stolz und Herrschsucht, der ihren Entschluß befestigte.

Werner war angekommen; die Möglichkeit lag nahe, daß er, ohne zuvor seine Stiefmutter zu begrüßen, in das Gemach seines Vaters ging und — jenun, dann war es nicht ihre Schuld, wenn die Aufregung den alten Herrn tödtete, und von dem Codicill wußte außer ihr Niemand etwas.

Dann galt es nur, sich dieses Codicills zu bemächtigen, und geduldig zu warten, bis der junge Herr den Schritt gethan hatte, der ihn enterbte.

Aber in dieser Voraussetzung sollte die Baronin sich getäuscht sehen.

Eine halbe Stunde später stand nämlich Werner von Waldstett ihr gegenüber und die Herzlichkeit und Offenheit, mit der er ihr die Hand der Freundschaft bot und sie bat, den alten Groll zu vergessen, mußte sie überraschen und befremden.

Aber sie war klug genug, sofort zu errathen, daß diesem Wunsche der Versicherung selbstsüchtige Absichten zu Grunde lagen, und deshalb hielt sie eine vorläufige Zurückhaltung für rathsam.

„Sie haben den Brief des Herrn Baron empfangen?“ fragte sie. „Es wird ihn recht sehr freuen, daß Sie seinen Wunsch so rasch erfüllen.“ —

„Ich habe keinen Brief erhalten,“ erwiderte Werner, sie unterbrechend. „Wünscht er meine Heimkehr, nun, um so besser; aber bevor ich zu ihm gehe, möchte ich mit Ihnen reden. Ich komme nicht allein, eine junge Dame begleitet mich.“

„Miß Sampson?“ fragte die Baronin, in deren Augen es plötzlich aufleuchtete.

Werner blickte betroffen die Stiefmutter an.

„Ihr Vater ist von Ihrem Verhältnisse zu dieser Dame schon unterrichtet,“ fuhr die Baronin lächelnd fort, und es lag eine herzgewinnende Aufmunterung in ihrem Blick und ihrer Stimme. „Miß Sampson ist ja wohl die americanische Tänzerin —“

„Oh — er ist schon unterrichtet;“ fiel Werner ihr verwirrt in's Wort. „Und wie hat er sich darüber geäußert?“

„Können Sie es nicht errathen?“

„Doch, doch, aber —“

„Sie glauben, weil ich—“

„Nein, Madame, mich auf seine zweite Heirath zu berufen, daran habe ich noch nicht gedacht. Aber die wirklich frappante Aehnlichkeit meiner Verlobten mit Ihnen, der Gattin meines Vaters, ließ mich hoffen, daß er beim Anblick der jungen Dame die Vorurtheile unseres Standes vergessen werde. Darauf hatte ich meinen Plan gebaut, er ist leider gescheitert, seitdem Doctor Weller mich über die Krankheit meines Vaters unterrichtet hat.“

„So wissen Sie also“ —

„Ja, Madame, ich kenne die Gefahr, welche meinen Vater bedroht.“

Der Baronin ward in diesem Augenblik klar, was den

jungen Herrn bewogen hatte, ihr die Hand der Versöhnung zu bieten.

Ein düstrer Schatten glitt flüchtig über ihre Stirn, aber das freundliche, zutrauliche Lächeln, welches in der nächsten Secunde ihre Lippen umspielte, verscheuchte die trübe Wolke wieder.

„Miß Sampson gleicht mir sehr?“ fragte sie.

„Ich sagte Ihnen schon, daß die Aehnlichkeit frappant sei.“

„Hoffen Sie davon nichts; Ihr Vater hat bereits eine Wahl für Sie getroffen, er verlangt von Ihnen, dem Stammhalter der Familie von Waldstett —“

„Das Alles habe ich mir selbst schon gesagt, ich kenne ja die Ansichten und den Starrsinn des alten Herrn,“ unterbrach Werner sie rasch. „Aber Sie, Sie werden nicht so urtheilen, Madame; Sie werden mich vertheidigen, für mich sprechen —“

„Halt, halt! nicht so eifrig, Herr Sohn,“ lachte die Baronin. „Sie versprechen sich zuviel von meinem Einflusse. Ich habe mit meinem Gemahl schon oft darüber geredet,“ fuhr sie ernster fort, „ich habe ihn auf alle die Punkte aufmerksam gemacht, auf welche Sie sich stützen können, aber es war vergeblich.“

Werner blickte düster vor sich hin.

„Ich konnte es erwarten,“ sagte er, „es war thöricht, sich Hoffnungen hinzugeben, deren Verwirklichung unmöglich ist.“

„Unmöglich?“ erwiderte die Baronin in verweisendem Tone. „Lassen Sie den Muth so rasch sinken?“

„Nein, ich werde mein Wort einlösen und meine Ver-

lobte zum Altar führen, aber die Hoffnung, daß mein Vater diesen Bund segnen werde, habe ich verloren. Und doch, wenn Sie diesen Bund schützen wollten —"

„Gewiß, Herr Baron, aber ich möchte zuvor Sie darauf aufmerksam machen, daß —"

„Reden Sie offen," sagte Werner, als die Dame zögerte.

„Nun wohl, es kann, vielleicht schon bald, eine Zeit kommen, in der Sie finden, daß Ihre Liebe nur ein Sinnenrausch war, in der Sie einsehen, daß Sie besser gethan hätten, sich nicht zu fesseln an ein Mädchen, welches man in Ihren Kreisen niemals als Ihnen ebenbürtig anerkennen wird. Dann aber kommt die Reue zu spät, und der Rausch weicht dem Unmuth, dem Ueberdruß und der Langenweile."

„Madame, auch daran hatte ich gedacht, ehe ich das bindende Wort sprach," sagte Werner ruhig, „ich habe mich ernst geprüft und nüchtern Alles erwogen, was für oder gegen diese Heirath spricht. Da habe ich denn gefunden, daß das Herz sich von der Vernunft nicht rathen und leiten läßt und daß es besser ist, dem Herzen, als der Vernunft zu folgen."

„Dieser Ansicht kann ich nicht beipflichten."

„Mag sein, aber ich bin von ihrer Richtigkeit so sehr durchdrungen, daß es Ihnen nicht gelingen wird, mich eines Anderen zu belehren."

Die Baronin hatte sich erhoben, sie trat an's Fenster und blickte lange in die Abenddämmerung hinaus. Sie wandte dem jungen Herrn den Rücken, vielleicht geschah es absichtlich, damit er in ihren Zügen nicht lesen sollte,

wie sehr seine Erklärung mit ihren geheimen Wünschen in Einklang stand und welchen Triumph sie ihr bereitete.

„Wenn das Ihre ernste Absicht ist, dann bleibt Ihnen nur die Wahl zwischen zwei Wegen," sagte sie nach einer geraumen Weile so ruhig, als ob es ihr ganz gleichgiltig sei, welchen dieser beiden Wege er wählen werde. „Der Herr Baron wird niemals aus freien Stücken seine Einwilligung geben, hingegen vielleicht das fait accompli anerkennen, weil er es ja doch nicht mehr ändern kann."

„Sie rathen mir also zu einer heimlichen Ehe?"

„Herr Baron, ich gebe Ihnen keinen Rath; in solchen Angelegenheiten soll man überhaupt nicht für noch wider rathen. Ich sage Ihnen nur, wenn Sie Ihren Entschluß ausführen wollen, dann werden Sie gezwungen sein, diesen Schritt zu thun."

„Und der andere Weg?" fragte Werner erwartungsvoll.

„Ist, zu warten, bis Sie Herr von Waldstett sind."

„Wenn ich unter diesen beiden eine Wahl treffen muß, dann entschließe ich mich zu dem Ersteren."

Die Baronin nickte unwillkürlich; sie hatte diese Antwort erwartet, und es bereitete ihr Genugthuung, zu bemerken, daß sie auf dem geradesten Wege, ohne besondere Hindernisse zu finden, sich ihrem Ziele näherte.

„Uebereilen Sie Ihren Entschluß nicht," warnte sie. „Ich will noch einmal mit dem Herrn Baron reden, obschon ich weiß, daß es vergeblich ist."

„Ich fürchte das auch," entgegnete der junge Herr, „ich fürchte sogar, daß er auch die Thatsache nicht anerkennen wird."

„Dann vertrauen Sie auf mich; kann ich mich auf die

Thatsache stützen, so habe ich einen Haltepunkt, der mir erlaubt, Ihre Sache mit unermüdlicher Ausdauer zu vertheidigen. Bis dahin bleiben Sie Ihrem Vater fern, es ist besser für ihn und für Sie. Für ihn, weil vorauszusehen ist, daß er die Rede auf die Tänzerin bringen und Sie zu Aeußerungen reizen wird, die zu einem aufregenden Auftritt führen müssen; für Sie, weil die Wahrscheinlichkeit nahe liegt, daß dieser Auftritt einen Bruch herbeiführt."

„Gewiß, gewiß, Sie haben Recht," sagte Werner, aus seinem Nachdenken emporfahrend, „es ist besser, wenn Sie ihn vorbereiten. Mein Stolz und meine Ehre sträuben sich dagegen, daß ich feige mich vor ihm verkriechen soll, aber die Verhältnisse nöthigen mich dazu; ich muß diesen Verhältnissen Rechnung tragen. Haben Sie Dank, Madame, für Ihr freundliches Entgegenkommen, und seien Sie versichert, daß ich mich dankbar bezeigen werde. Aber ich habe noch eine Bitte an Sie."

„Sprechen Sie."

„Miß Sampson und ihre Mutter weilen in der Herberge, Sie werden begreifen, daß dieses Haus kein Aufenthalt für die beiden Damen ist; sie finden dort nicht den Comfort, den sie gewohnt sind."

„Ich verstehe, Sie wünschen, daß ich den Damen einige Zimmer im Schlosse einräume?"

„Ja, und ich denke mir, daß die Erfüllung dieses Wunsches für Sie keine Schwierigkeiten haben kann."

„Durchaus nicht. Der Herr Baron verläßt seit einiger Zeit sein Zimmer nicht mehr; ich werde ihm sagen, daß die Damen mit mir befreundet seien."

„Und die Diener?"

„Sie können nichts verrathen, weil außer mir, dem Förster und meiner Kammerzofe Niemand mit dem alten Herrn in Berührung kommt. Aber ich bedarf dazu einiger Vorkehrungen, die Zimmer müssen gereinigt und gelüftet werden, außerdem möchte ich gerne vorher dem Herrn Baron den Besuch anmelden."

„Ganz nach Ihrem Belieben."

„Gut, so bringen Sie mir morgen Abend die beiden Damen, Sie werden gut thun, den Weg durch den Park zu wählen, Sie wissen ja, wie neugierig und indiscret die Diener sind."

Der Baron verbeugte sich.

„Vielleicht bewege ich im Laufe der nächsten Tage meinen Gemahl, die beiden Damen zu empfangen," fuhr die Baronin fort, „dann werde ich ihn beobachten und erfahren, welchen Eindruck Miß Sampson auf ihn macht. Apropos — was hat Fritz, unser Förster, Ihnen zu Leide gethan, daß Sie diesem treuen Diener so große Furcht einflößen?"

„Ich flöße ihm Furcht ein?" fragte Werner erstaunt.

„Allerdings, er sagte mir, Sie hegten Groll gegen ihn, und diesen Groll werde er nach Ihrer Heimkehr bitter empfinden müssen."

Der junge Herr dachte nach; plötzlich überzog eine leichte Röthe sein Gesicht.

„Er fürchtet vielleicht, daß ich ihm noch immer grolle eines Vorfalls wegen, der sich in meinen Knabenjahren ereignete," erwiderte er. „Darüber mag er sich beruhigen; ich habe später eingesehen, daß er damals so sehr Unrecht nicht hatte, und wenn auch das Mittel, welches er wählte, um mir sein Recht begreiflich zu machen, seiner Stellung mir gegenüber durchaus nicht angemessen war, so will ich

das mit seinem leidenschaftlichen Temperament entschuldigen und den Vorfall vergessen. Bitte, sagen Sie ihm das. — Es bleibt also bei unserer Absprache; morgen Abend bringe ich Ihnen die Damen; ich selbst aber werde mich in der „Sonne“ einmiethen und alle Vorbereitungen zur heimlichen Trauung treffen. Nochmals meinen Dank! Unter Ihrem Beistande kann noch Alles gut werden.“

Die Baronin legte lächelnd ihre Hand in die des jungen Herrn und versprach ihm, ihn nach Kräften zu unterstützen. Und dieses Lächeln umspielte noch lange ihre Lippen, als Werner hinter den Bäumen des Parks bereits ihrem Blick entschwunden war.

Nun war der Weg geebnet; die Bestimmungen des Codicills konnten binnen einigen Tagen rechtskräftig sein.

Daß Werner seinen Entschluß ausführen werde, unterlag keinem Zweifel, und an eine Versöhnung mit seinem Vater nach der Trauung war nicht zu denken.

Die Baronin triumphirte; sie hätte nicht erwartet, daß sie ihr Ziel so rasch und mit so leichter Mühe erreichen werde. Aber ihre Freude wurde plötzlich getrübt durch die Erinnerung an Laborde.

Weshalb auch mußte dieser Mensch ihr in den Weg treten gerade in dem Augenblicke, in welchem sie den letzten Schritt thun wollte, um die Spitze der so mühsam erstiegenen Höhe zu erreichen?

Es war eine Zeit gewesen, in der sie ihn verachtet hätte; heute haßte sie ihn.

Sie kannte diesen Mann; sie wußte, daß er ein Vergnügen daran finden werde, ihre Rechnung zu durchkreuzen und sie mußte sich seiner entledigen, gleichviel, welche Opfer es auch kosten möchte.

Heute wollte er im Park sie erwarten, um ihre Antwort zu hören; er hatte ihr gesagt, daß er von sieben Uhr bis Mitternacht warten werde, und jetzt schlug es bereits zehn Uhr.

Die Baronin warf ein Tuch um und löschte das Licht; dann eilte sie scheu und vorsichtig die Treppen hinunter, in den Park.

Kapitel V.

Heinrich Laborde hatte sich schon vor sieben Uhr an einer Stelle des Parkes eingefunden, von der aus er Jeden, der das Schloß verließ, beobachten konnte.

Er wußte, daß er mit der stolzen Dame einen harten Stand haben werde, aber er wußte daneben auch, daß er eine Waffe gegen sie besaß, die ihm den Sieg sichern mußte.

Er wollte nicht gar zu schroff und anmaßend auftreten; denn es lag nicht in seiner Absicht, die Baronin zu verderben, im Gegentheil, sein eigenes Interesse forderte, daß er sie schonte, und daß er nur mäßige Forderungen stellte, deren Erfüllung ihr nicht schwer fallen konnte. Freilich, wenn sie ihn reizte, wenn sie ihn ferner noch so geringschätzend, so verächtlich behandeln würde, dann könnte der Fall leicht eintreten, daß er im Jähzorne den vernichtenden Schlag führte.

Im Grunde lag ihm wenig daran, welchen Ausgang die Sache nehmen könne; seit langen Jahren das vagabundirende Leben gewöhnt, wußte er voraus, daß selbst eine bedeutende Summe ihn nicht mehr auf eine andere Bahn bringen

werde, und daß ihm, gleichviel, wie die Verhältnisse sich gestalten möchten, der Tod im Armenhause oder an der Straße sicher sei.

Mit der Vergangenheit hatte er gebrochen, und wenn je einmal aus seinen Jugendjahren, aus glücklichen Zeiten ein Bild in seiner Seele emportauchen wollte, so drängte er es zurück; er lebte nur noch der Gegenwart, selbst die Sorge für den nächsten Tag kannte er nicht.

Aus seinem Brüten schreckte ihn eine rauhe Stimme empor. Er blickte auf; vor ihm stand der Förster, derselbe, welcher ihn in's Gefängniß geführt und wieder herausgeholt hatte.

„Was ich hier zu schaffen habe?“ erwiderte er auf die barsche Frage desselben. „Das kümmert Euch nicht, Ihr seht ja, daß ich Jemanden erwarte.“

Das hatte der Förster allerdings sofort vermuthet; aber er bemerkte gleichzeitig auch, daß der Vagabund sich durchaus nicht in nüchternem Zustande befand.

Er erinnerte sich, daß er schon manchen Berauschten angetroffen hatte, der so thöricht gewesen war, ihm Dinge anzuvertrauen, die er im nüchteren Zustande gewiß nicht verrathen haben würde, und es lag nahe, daß er, gestützt auf diese Erfahrung, die Gelegenheit wahrzunehmen beschloß.

„Da werdet Ihr noch lange warten können,“ spottete er; „hohe Herren lassen gerne auf sich warten, und die Damen finden erst recht ein Vergnügen daran.“

Laborde stierte ihn an, als ob er fragen wolle, was er denn davon wisse, und wie er überhaupt nur vermuthen könne, daß er eine Dame erwarte.

„Ihr sagtet mir gestern, heute Abend werde Manches sich entscheiden“, fuhr Fritz gleichmüthig fort, während er eine mit Stroh umflochtene Flasche hervorzog, „na, ich mag Euch wünschen, daß Ihr Euch nicht getäuscht findet.“

Der Vagabund zuckte die Achseln.

„Was habt Ihr in der Flasche?“ fragte er.

„Wachholderbranntwein, wollt Ihr ihn versuchen?“

„Gebt her, — es ist lasches Zeug.“

Laborde setzte die Flasche an die Lippen und gab sie, halb geleert, dem Förster zurück, der mit seinem tückischen stechenden Blick ihn unverwandt beobachtete.

„Ist es denn ein so sehr gefährliches Geheimniß, daß Ihr mit der Drohung, es enthüllen zu wollen, der Baronin so großes Entsetzen einjagen könnt?“ fragte der Förster nach einer Weile.

„Wenn es das nicht wäre, würde sie hierher kommen, um mit mir zu unterhandeln?“ höhnte Laborde.

„Hm — wartet erst ab, ob sie kommt.“

„Sie wird kommen.“

„Vielleicht mit den Beamten, die Euch in's Irrenhaus bringen sollen.“

Der Vagabund fuhr erschreckt zusammen.

„Holla, seid Ihr vielleicht auch dafür engagirt?“ fragte er rauh. „Seht Euch vor; so leicht fängt man mich nicht!“

Der Förster schüttelte gleichmüthig das Haupt.

„Ich lasse mich zu solchen Dienstleistungen nicht dingen,“ erwiderte er, „mein Prinzip ist es, nur die gerechte Sache zu vertheidigen.“

„Dann steht Ihr auf meiner Seite.“

„Nicht eher, bis ich weiß, ob Eure Sache gerecht ist.“

„Oho — Ihr wollt mich ausforschen?“ spottete Laborde, der trotz seines Rausches die Absicht des Försters durchschaute. „Versucht Euer Glück bei Anderen, bei mir bringt Ihr es nicht fertig.“

„Bah — was kümmern mich Eure Geheimnisse! Es fällt mir nicht ein, sie zu erforschen.“

„Na, dann scheert Euch auch zum Teufel“, sagte Laborde brutal, „ich kann Eure Gesellschaft entbehren!“

„Und wenn ich nun die Eure nicht entbehren könnte?“

„Wie meint Ihr das?“

„Wenn ich Euch verhaftete — he? Ihr befindet Euch ohne Erlaubniß in diesem Parke und —“

„Mann, wenn das eine Falle war, in die ich gegangen bin, so macht die Klappe zu, und sofern die Baronin Euch befohlen hat, mich zu verhaften, so thut es, ich werde freiwillig Euch folgen. Aber morgen früh werdet Ihr eine Neuigkeit hören, die ein ganzes Jahr hindurch das ganze Dorf beschäftigen soll.“

Der Förster stutzte. Die Sicherheit, mit welcher der Vagabund auftrat, ließ erkennen, daß derselbe seiner Sache gewiß war, und dies spornte den Aushorcher nur noch mehr an, das Geheimniß um jeden Preis zu erforschen. Daß Laborde es ihm nicht verrathen werde, sah er jetzt ein; er hatte dafür sogar vergeblich den Rest seines Branntweins geopfert. Er mußte einen andern Weg wählen und nach kurzem Suchen fand er ihn.

Er sah, daß im Zimmer der Baronin das Licht gelöscht wurde, und die Vermuthung, daß sie, wenn sie überhaupt zu kommen gedachte, jetzt erscheinen werde, lag nahe.

Laborde beachtete kaum, daß der Förster ihn verließ;

sein stierer Blick ruhte unverwandt auf dem Schlosse. Er bemerkte auch nicht, daß Fritz schon nach wenigen Schritten stehen blieb, unhörbaren Tritts zurückkehrte und mit der Behendigkeit einer Katze einen Baum erkletterte, dessen niedrige schattige Aeste ihm ein vortreffliches Versteck boten. Das Geräusch, welches der Jäger nicht vermeiden konnte, als er sich vom Stamme in die Aeste schwang, vernahm Laborde wohl, aber er beachtete es nicht, weil in demselben Augenblick seine Aufmerksamkeit durch eine Person gefesselt wurde, die vom Schlosse aus rasch dem Park zuschritt.

„Endlich,“ sagte er, als die Baronin vor ihm stand; „Ihr habt mich lange warten lassen.“

„Kommt zur Sache!“ erwiderte sie im Tone der tiefsten Verachtung. „Ich habe keine Lust, mit Euch mehr zu reden als zur Verständigung unbedingt nöthig ist. Wie viel fordert Ihr?“ —

„Gemach!“ fiel Laborde ihr in's Wort. „So rasch kann ich Euch nicht folgen. Habt Ihr das Geld mitgebracht?“

„Nein.“

„Dann ist es unnütz, daß wir weiter unterhandeln.“

„Wie Ihr wollt. Haltet Ihr es vortheilhafter für Euch, unser Geheimniß zu veröffentlichen, so mögt Ihr es thun, ich werde dem Baron meine ganze Vergangenheit enthüllen und mich zu rechtfertigen wissen. Der Baron von Waldstett aber wird, um seine und meine Ehre zu retten, Euch für immer unschädlich machen, darauf dürft Ihr Euch verlassen.“

„Meint Ihr?“ höhnte Laborde. „Sobald ich unser Geheimniß veröffentlicht habe, ist Eure Ehre vernichtet, und der Baron kann Euch nicht mehr schützen, selbst wenn er es

wollte. Ihr habt mir mit dem Irrenhaus gedroht, hinbringen könnt Ihr mich am Ende, aber ich werde nur einige Tage dort weilen. Dann klage ich Euch der Bigamie an und reclamire von dem Baron von Waldstett mein mir ehelich angetrautes Weib!"

„Wollt Ihr den Kampf? nun denn, ich nehme ihn auf mit Euch," sagte die Baronin mit bebender Stimme. „Ich werde den Richtern beweisen, daß Ihr damals, als Ihr mich verließet heimlich und in böswilliger Absicht, daß das Verbrechen des Betrugs und der Fälschung, welches Ihr begangen hattet, nach dem Wortlaut des Gesetzes unsere Ehe trennte. Gewonnen habt Ihr das Spiel nicht; die Waffe, die Ihr so trotzig über mir schwingt, kann in Euren Händen zerbrechen. Ich liebe diesen Kampf nicht, aber wenn es sein muß, weiche ich nicht zurück. Das ist mein fester Entschluß. Und nun thut, was Euch beliebt!"

Die Ruhe und Zuversicht der Baronin verfehlten den beabsichtigten Eindruck nicht. „Ist das Euer letztes Wort?" fragte Laborde, und der Ton seiner Stimme klang ziemlich kleinlaut.

„Mein letztes!" lautete die Antwort. „Es sei denn, daß Ihr einen Vergleich unter annehmbaren Bedingungen eingehen wollt."

„Laßt hören."

„Ich zahle Euch eine Summe, welche, wenn Ihr sie zu Rathe haltet, Eure Existenz sicherstellt, unter folgenden Bedingungen: Zum Ersten verlaßt Ihr unverzüglich nach Empfang des Geldes Europa, zweitens sendet Ihr mir aus Amerika einen Todtenschein auf Euren Namen lautend, datirt von der vierten oder fünften Woche nach Eurer An-

kunft in New-York; drittens widmet Ihr fortan Eure ganze Aufmerksamkeit und Eure ganze Kraft den Nachforschungen nach unserem Kinde. Sobald ich den Schein, dessen Echtheit ich nicht ängstlich prüfen will, erhalte, sende ich Euch abermals tausend Thaler, findet Ihr das Kind, so empfangt Ihr die doppelte Summe."

„Und wie hoch ist der Betrag, den Ihr mir jetzt zahlen werdet?"

„Fünftausend Thaler."

„Gebt Euch keine Mühe weiter; für diesen Bettelpfennig trete ich meine Rechte nicht ab."

„Ich überlasse das Eurem Ermessen," erwiderte die Baronin mit einer Ruhe, die scharf mit der Erregung Laborde's contrastirte. — Am Tage vorher war es umgekehrt gewesen, aber die Baronin hatte inzwischen Zeit gefunden, zu überlegen und einen Entschluß zu fassen, während ihr Gegner es nicht der Mühe für werth gehalten hatte, über sein Verhalten im Falle einer Zurückweisung seiner Forderung nachzudenken.

„Die Sache hat noch eine andere Seite," fuhr die Dame fort: „Wodurch könnt Ihr beweisen, daß ich wirklich die Frau bin, auf die Ihr Eure Rechte geltend machen wollt?"

Ein kurzes, trocknes Lachen war die nächste Antwort. Die Wuth, welche den Vagabund zu ersticken drohte, machte sich in dieser Weise Luft.

„Ich glaube, dieser Beweis ist äußerst leicht zu führen," entgegnete er. „Es ist nicht wohl anzunehmen, daß Ihr unter einem anderen als Eurem wahren Namen mit dem Baron die Ringe gewechselt habt; Ihr mußtet ja zur Trauung Documente haben, Geburtsschein, Taufschein und

so weiter, und Ihr konntet sie nur auf den Namen „Jenni Wolter“ lautend, erhalten. Lege ich nun meinen Trauschein neben den Eures hochadligen Gemahls, so ist der Beweis zur Evidenz geliefert. Jahr, Tag und Ort Eurer Geburt, wie die Vor- und Zunamen Eurer Eltern und der Taufzeugen müssen ja auf Beiden übereinstimmen. — Das war ein blinder Schreckschuß, Madame!“

„Trotz alledem fürchte ich Eure Drohungen nicht. Wollt Ihr auf meine Bedingungen eingehen, so erhaltet Ihr morgen Abend hier an dieser Stelle das Geld. — Denkt jedoch nicht, daß es nur eine Abschlagszahlung sein werde. Seid Ihr aber am nächsten Tage nicht aus dieser Gegend verschwunden, so lasse ich Euch durch Gensdarmen forttransportiren. Ich versichere Euch, daß ich kurzen Prozeß machen werde.“

Der Vagabund schwieg; offenbar dachte er über das Anerbieten nach. „Ihr seid kühn bis zur Verwegenheit,“ sagte er nach einer Pause; „Ihr würdet in diesem Kampfe untergehen.“

„Und Ihr?“

Es lag so viel Spott und Hohn und zugleich so viel Sicherheit in dieser kurzen Frage, daß der Vagabund nicht mehr die Hoffnung hegen durfte, das Spiel so vollständig zu gewinnen, wie er es zu gewinnen gewünscht hätte. Er mußte einsehen, daß er nichts Besseres thun konnte, als ihren Vorschlag anzunehmen und, wenn auch nur scheinbar, auf ihre Bedingungen einzugehen; er tröstete sich dabei mit der Hoffnung auf eine spätere Nachernte, ohne daran zu denken, daß diese energische und entschlossene Frau ihre Maßregeln treffen werde, um ihn zur Erfüllung der Bedingungen zu zwingen.

„Wann treffe ich Euch morgen Abend hier?“ fragte er.

„Um neun Uhr.“

„Gut, ich werde kommen, Ihr bringt das Geld mit?“

„Nein; aber ich werde Euch sagen, wo Ihr es holen könnt,“ erwiderte die Baronin kalt. „Ich bin nicht so thöricht, mich in Eure Hände zu geben, ein Mensch, der so tief gesunken ist, wie Ihr, schreckt vor Raub und Mord nicht zurück.“

Sie entfernte sich. Das heisere Lachen Laborde's folgte ihr.

Auch der Vagabund schritt von dannen, indem er den Weg, der aus dem Park zur Landstraße führte, einschlug. Er hatte die letztere noch nicht erreicht, als es sich in dem Geäste eines nahe stehenden Baumes regte.

Gleich darauf stand der Jäger auf der Stelle, auf welcher die Unterredung stattgefunden hatte. „Jetzt weiß ich genug,“ murmelte er, während er die Büchse über die Achsel hing; „nun ist es auch mein Geheimniß, und ich werde meinen Nutzen daraus ziehen. Hm — ich begreife nicht, daß diese Frau — aber es ist wahr, sie darf es nicht, — der erste Verdacht würde auf sie fallen. — Teufel — wenn ich mich selbst zum Erben dieses Vagabunden einsetzte! — Wenn zwei das Geheimniß kennen, kann die Quelle bald versiegen, und — wenn er todt ist, hat die Mitwissenschaft doppelten Werth. — Was liegt mir an ihr? — Hab' lange genug gedient; könnte längst mein eigner Herr sein — — Morgen Abend, auf dieser Stelle, um neun Uhr — ha, es ist ja nicht anders möglich, der Verdacht muß auf sie fallen! Nun, wir wollen sehen; vielleicht kräht auch kein Hahn nach dem Schuft, und ihr kann es nur angenehm sein, wenn er ein todter Mann ist.“ —

Der Jäger hatte während dieses Selbstgesprächs den Park verlassen und schritt der Herberge zu, die an diesem Abend manches Fenster hell beleuchtet zeigte, welches seit Monaten dunkel geblieben war. —

Wie Werner vorausgesehen hatte, war Mistreß Sampson durchaus nicht damit einverstanden, daß sie und ihre Tochter bei Nacht und Nebel, hinter dem Rücken der Dienerschaft, sich in das Schloß schleichen sollten. Der Hochmuthsteufel erwachte und protestirte energisch dagegen. Werner mußte die alten beliebten Redensarten wieder hören, und Hedwig bemühte sich vergeblich, die Mutter zu beruhigen und ihr die Gründe auseinander zusetzen, welche ihren Verlobten nöthigten, seine Braut heimlich in das Haus seines Vaters einzuschmuggeln. — Werner schnitt endlich den Wortstreit mit der Erklärung ab, daß er nun das Seinige gethan habe, der Mutter seiner Verlobten eine comfortable Wohnung zu verschaffen; seine Schuld sei es daher nicht, wenn die Verhältnisse ihm nicht erlaubten, ihr einen Ehrenbogen zu errichten und die Wohnung mit Kränzen und Guirlanden zu schmücken. Wenn sie aber aus diesem Grunde vorziehe in der Herberge zu bleiben, so könne er sie nicht zwingen, diesen Entschluß zu ändern; Hedwig hingegen werde ihn begleiten.

Noch ehe Mistreß Sampson ein Wort darauf erwidern konnte, hatte der junge Herr schon das Zimmer der beiden Damen verlassen. Verstimmt trat er in die Gaststube. Er fand in ihr nur den Wirth, der mit vielem Behagen seine Pfeife rauchte und dazwischen von Zeit zu Zeit an seinem Glase nippte. Werner setzte sich zu ihm, und der Wirth schien darauf gewartet zu haben, denn ein Zug der

Befriedigung glitt über sein rundes, freundliches Gesicht. Der Gast hatte ja schon im Laufe des Tages manches Wort mit ihm gewechselt und ihn theilweise auch in seine Pläne eingeweiht, wußte er doch aus früheren Jahren her, daß Peter Kugel ohne Arg und Falsch war.

Der Wirth blickte ihn eine geraume Weile an, dann wiegte er bedenklich das Haupt, und der Blick, den er den Rauchwölkchen nachsandte, schien sagen zu wollen, daß ihm die Miene des jungen Mannes ganz und gar nicht gefalle.

„Ja, ja, Sie haben einen schweren Stand," nahm er das Wort, „und wenn nun auch noch die Frau Mama sich schroff Ihnen gegenüberstellt; so wird's wohl ohne einen Bruch nicht abgehen."

Werner blickte befremdet den corpulenten Mann an und mußte unwillkürlich lächeln, als er ihm in's Antlitz schaute. „Eure Vermuthungen sind Gottlob falsch," entgegnete er, „die Frau Baronin hat sich mit zuvorkommender Freundlichkeit bereit erklärt, meine Wünsche zu erfüllen."

„Hm — dann begreife ich nicht, weshalb Sie so sehr verstimmt sind."

„Mistreß Sampson ist nicht ganz mit mir einverstanden."

Der Wirth zog die Brauen in die Höhe.

„Ach die!" sagte er, bedeutsam nickend. „Na ja, sie ist eine sehr eitle und anspruchsvolle Frau. Darf ich Ihnen einen Rath geben?"

„Der Rath eines Freundes ist stets willkommen."

„Nicht immer — sagen Sie das nicht; aber ich denke, Sie werden mir beistimmen: es ist wenigstens der Rath eines Mannes, der viel erfahren hat. Wenn Sie Ihr Ziel er=

reicht haben, Herr Baron, geben Sie der Frau Schwiegermama das Reisegeld nach Amerika; sie hat ganz das Zeug zu einem Hausdrachen! Nehmen Sie's mir nicht übel."

Werner lachte. Es war weniger der Rath, als die Wichtigkeit, mit der er gegeben wurde, was ihn so heiter stimmte und seine trübe Laune verscheuchte.

„Wenn wir so weit gekommen sind, werde ich mich daran erinnern," sagte er. „Und wenn ich einmal Herr von Waldstett bin, so besitze ich Güter genug, die ziemlich weit von meinem Schlosse entfernt liegen."

„Hm — es ist aber besser, wenn das Meer zwischen Mistreß Sampson und Ihnen liegt," meinte der Wirth. „Es thut überhaupt nicht gut, wenn ein junges Ehepaar mit den Eltern unter einem Dache wohnt, Herr Baron."

„Nun, nun, meine Stiefmutter —"

„Kann auch einmal die Rolle eines Störenfrieds übernehmen, wenn überhaupt —"

Der Wirth stockte; es war ein auffallendes Stocken, just so, als ob Peter Kugel fürchte, schon zuviel gesagt zu haben. Da konnte es denn nicht ausbleiben, daß die Aufmerksamkeit Werner's geweckt wurde, und daß er wünschte, den Schlußsatz zu erfahren.

„Wenn überhaupt?" — fragte er.

Der Wirth war verlegen, er stieß die Asche in seiner Pfeife nieder und leerte sein Glas auf einen Zug. „Es sind seit gestern hier Dinge vorgefallen, welche zu allerlei Vermuthungen Veranlassung geben können," sagte er ausweichend, ohne zu bedenken, daß diese Worte die Neugier des jungen Herrn steigern mußten.

„Ich hoffe, Ihr werdet mir darüber näheren Aufschluß geben," entgegnete Werner ungeduldig.

„Hm — es sind ja nur Vermuthungen."

„Die sich auf Ereignisse stützen."

„Ganz recht, aber ich versichere Sie —"

„So rückt doch heraus mit der Sprache!" fiel Werner dem verwirrten Manne in's Wort, „ausweichen könnt Ihr mir nun nicht mehr, und ich glaube, daß ich ein Recht habe, Euer Vertrauen zu verlangen, nachdem ich Euch mein Vertrauen geschenkt habe."

Der Wirth fuhr mit dem groß carrirten Taschentuche, welches neben ihm auf einem Stuhle lag, über die Stirne und füllte dann wieder die Gläser. „Na, es wissen ja schon mehr Leute darum," sagte er; „weshalb also sollte ich es Ihnen verheimlichen. Haben Sie den Vagabund bemerkt, der sich heute hier umhertrieb?"

„Wenn ich nicht irre, aß er heute hier zu Mittag."

„Ja, ja. Nun sehen Sie, dieser zerlumpte, gemeine Kerl mit der Gaunerphysiognomie kehrte gestern bei mir ein und ließ sich vortrefflich bewirthen. Nachher stellte sich heraus, daß er keinen Silbergroschen in der Tasche hatte, und als ich ihn darüber zu Rede stellte, ward er so frech wie ein Kesselflicker. Ich mache gern kurzen Prozeß, der Lump wurde in's Gefängniß gebracht, und ich hätte zehn Flaschen Wein darauf gewettet, daß der Büttel ihm heute die verdienten Fünfundzwanzig aufzählen und ihn dann eine Strecke Weges begleiten werde."

„So ist es wenigstens in früheren Jahren stets mit solchen Leuten gehalten worden."

„Gewiß! Aber was geschah? Gestern Abend wurde der

Kerl in's Schloß geführt, und die Frau Baronin soll eine lange, geheime Unterredung mit ihm gehabt haben."

„Die Baronin? —"

„Begreifen Sie das?"

„Wer weiß, ob es wahr ist."

„So wahr, wie dieses Glas vor mir steht."

„Nun?"

„Der Vagabund wurde in's Gefängniß zurückgebracht und heute Morgen auf Befehl der Baronin in Freiheit gesetzt."

Werner zuckte, gleichsam als Antwort auf den triumphirend herausfordernden Blick des Wirthes, die Achseln.

„Wer kann wissen, welche Gründe die Frau Baronin dazu bewogen haben," sagte er entschuldigend. „Vielleicht erkannte sie, daß dieser Mensch noch nicht so tief gesunken war, und ihre Herzensgüte empörte sich dagegen, einen Unglücklichen dem Büttel zu überliefern, die Prügelstrafe —"

„Nun bitte ich Sie!" unterbrach der Wirth ihn unmuthig. „Wenn dieser Mensch nicht tief gesunken ist, dann weiß ich nicht, wie tief ein Mensch überhaupt sinken kann. Aber hören Sie weiter. Kaum war der Vagabund wieder in Freiheit, als er zurückkehrte, Wein forderte und einen Lärm machte, als ob er Geld genug habe, Waldstett sammt allen übrigen Gütern der Herrschaft zu kaufen. Und er hatte Geld, er zahlte baar, was er schuldig war."

„Nun, die Baronin wird ihm einen Zehrpfenning gegeben haben."

„Angenommen — aber würde sie dann nicht auch dafür gesorgt haben, daß der Vagabund sich unverzüglich auf den Weg machte? Es kümmerte sich aber Niemand um ihn

und seine lästerhaften Reden; und eben aus diesen Reden konnte ich Manches entnehmen, was zu weiteren Vermuthungen führen mußte."

Werner blickte auf; er erinnerte sich des Tages, an welchem seine Stiefmutter in das Schloß gekommen war; er sah sie noch vor sich stehen, die blasse, abgehärmte, junge Frau mit dem kleinen Bündelchen an der Hand. Die Vermuthung, daß dieser Vagabund ihr nahe stehen, mit ihr verwandt sein könne, mußte sich ihm aufdrängen. „Und was habt Ihr aus seinen Reden entnommen?" fragte er dann.

Der Wirth hatte sich in Rauchwolken eingehüllt und erwiderte: „Nun, er sprach davon, morgen werde er ein reicher Mann sein, und wenn er es nicht sei, so könnte das Dorf sich auf eine Neuigkeit gefaßt machen. Dann ließ er die Aeußerung fallen, vor dem Gesetz seien Alle gleich, und eine vornehme Dame könne auch in's Zuchthaus kommen."

Werner schüttelte den Kopf. Die Ansichten des Wirths über diese verfänglichen Aeußerungen schien er nicht zu theilen. „Das sind Redensarten, mit denen solche Kerle gerne um sich werfen," sagte er, „man darf darauf kein Gewicht legen."

Peter Kugel blickte ganz erstaunt den jungen Herrn an, er konnte offenbar nicht begreifen, daß derselbe so gleichgiltig und gelassen blieb. „Hm — es kommt darauf an, unter welchen Umständen und in welchem Tone diese Redensarten fallen," entgegnete er; „ich versichere Sie, daß man sehr deutlich hindurchhören konnte, daß es hier keine leeren Drohungen waren."

Werner setzte gedankenvoll das Glas an die Lippen und

leerte es langsam. „Nun gut, nehmen wir an, dieser Mensch sei mit der Baronin verwandt," sagte er, „was hätte sie von ihm zu befürchten? Nichts! Daß meine Stiefmutter —"

„Sehen Sie, dasselbe habe ich mir auch gesagt, also muß ein anderes Verhältniß zwischen den Beiden bestehen."

„Welches?"

„Ja, wenn ich dies wüßte!"

„Und ich wiederhole Euch, es sind leere Drohungen. Möglich, daß die Baronin sich der Verwandtschaft mit diesem Burschen schämt und ein kleines Opfer bringt, um sein Schweigen zu erkaufen."

„Wäre dazu eine geheime Zusammenkunft im Schloßpark nöthig?" fragte der Wirth in einem Tone, als ob er plötzlich den Schlüssel zu diesem Räthsel gefunden habe.

„Eine geheime Zusammenkunft? Wann?"

„Heute Abend."

„Das ist ein Irrthum, ich war heute Abend längere Zeit bei der Baronin —"

„Mag sein, aber ich bin meiner Sache gewiß. Vor sieben Uhr brach der Bursche auf; er bemerkte mir, daß er möglicherweise vor Mitternacht nicht zurückkehren werde, wenn ich ihn dann nicht mehr einlassen wolle, sei es ihm auch recht; er habe schon oft unter freiem Himmel geschlafen."

„Was beweist das?"

„Geduld. Ich wollte ihn ausforschen, aber er hatte eine feine Nase, obwohl er berauscht war. Nur das sagte er noch, es gebe Leute, die ihn für wahnsinnig hielten, weil sie ein Interesse dabei hätten, ihn hinter den Mauern eines Irrenhauses verschwinden zu lassen. Sollte er nun nicht

zurückkehren, so könne ich eine hübsche Summe verdienen, wenn ich seine Spur verfolgen, ihn befreien, und für ihn zeugen wolle."

So wenig Werth Werner auch Anfangs auf diese Mittheilungen gelegt hatte, so war er doch ernst und nachdenklich geworden; die Drohungen des Vagabunden mußten doch eine tiefere Bedeutung haben.

„Ich sah ihm lange nach," fuhr der Wirth fort, „er schwankte über die Landstraße und verschwand dann im Schloßparke. Was anderes als eine Zusammenkunft mit seiner Beschützerin kann ihn dorthin geführt haben?"

„Er ist noch nicht zurück?" fragte Werner.

„Nein."

Der junge Herr blickte auf die Uhr.

„Es ist bereits elf," sagte der Wirth, „bis Mitternacht werde ich — aber dort kommt er schon."

Laborde schenkte den Beiden nur einen flüchtigen Blick, er setzte sich an einen Tisch und forderte Wein. Wenige Minuten später trat auch der Jäger ein. Werner erinnerte sich, daß seine Stiefmutter ihn auf die Besorgnisse dieses Mannes aufmerksam gemacht hatte, und er erwiderte den Gruß desselben freundlich, um ihm zu zeigen, daß diese Besorgnisse grundlos seien. Aber Fritz hielt so fest an der Ueberzeugung, daß der junge Herr einen glühenden Haß gegen ihn hegen müsse, daß er diese Freundlichkeit nur als eine Maske betrachtete, die ihn sicher machen und vielleicht auch in eine ihm verderbliche Falle locken sollte.

„Wie sind die Geschäfte abgelaufen?" fragte der Wirth, als der Vagabund das erste Glas geleert hatte.

Laborde warf einen stechenden Blick auf den Baron. „Ich bin zufrieden," erwiderte er dann mürrisch.

„Wirklich?" höhnte der Jäger. „Also ist sie gekommen?"

„Gewiß — sie mußte!"

Der Wirth wechselte mit dem Baron einen bedeutsamen Blick.

„Weshalb mußte sie?" fragte er.

Laborde, der rasch getrunken hatte, goß jetzt den Rest aus der Flasche in das Glas. „Forscht ein altes Weib aus," spottete er, „ich rede erst dann, wenn es Zeit ist."

„Ihr seid ein Hansnarr!" entgegnete der Wirth ärgerlich, „ein Prahlhans, der mit leeren Drohungen sich groß thut."

Der Vagabund leerte das Glas auf einen Zug und warf dem corpulenten Manne einen höhnischen Blick zu. „Ist Alles umsonst," sagte er sarkastisch, „welche Schlingen Ihr auch legen mögt, mich fangt Ihr nicht. Gute Nacht, ich will schlafen."

Der Wirth zuckte die Achseln und zündete eine Kerze an, um dem Baron hinaufzuleuchten, der sich ebenfalls zur Ruhe begeben wollte.

„Sie haben es gehört," sagte der Wirth, als er oben vor dem Zimmer seines Gastes sich verabschiedete; „ich meine, Jeder müsse erkennen, daß das Verhältniß der Frau Baronin zu diesem Burschen eine dunkle Seite hat, über der bisher ein undurchdringlicher Schleier ruhte."

Der Baron nickte gedankenvoll; er nahm das Licht und trat in sein Gemach. — Binnen einundzwanzig Stunden hoffte er, dieses Räthsel gelöst zu haben.

Kapitel VI.

Die Baronin war mit dem Resultate ihrer Unterredung mit Laborde zufrieden. Wenn sie auch nicht hoffen konnte, daß er sich mit der ihm gebotenen Summe begnügen werde; wenn sie auch voraussehen mußte, daß er, so bald dieses Geld vergeudet sein würde, zu ihr zurückkommen dürfte: so rechnete sie doch darauf, später, wenn ihr Gatte bei seinen Ahnen ruhte, mit diesem Menschen leichteres Spiel zu haben. Denn war sie die Herrin von Waldstett, so besaß sie Macht, Ansehen und Geld; es konnte ihr dann nicht schwer fallen, ein Unterkommen für den Vagabund zu finden, welches sie für immer von ihm befreite. — Sie war entschlossen, schon jetzt mit einem Arzte in London in Unterhandlung zu treten, der weniger durch seine Kuren, als durch seine Geschicklichkeit in der Behandlung der Irrsinnigen und vorzüglich derjenigen unter ihnen, die bis an ihr Lebensende gegen die Behauptung, daß sie irrsinnig seien, protestirten, berüchtigt war. Aber Eins hatte sie nicht bedacht, als sie dem Vagabund die Summe von fünftausend Thaler anbot, den Umstand nämlich, daß sie diese Summe nicht besaß. In ihrer Chatulle lagen nur fünfzehnhundert Thaler, Ersparnisse von dem Nadelgelde, welches sie aus der Kasse ihres Gemahls erhielt, und sie mußte daher das Fehlende sich zu verschaffen suchen.

Die nicht unbedeutende Summe bei einem Wucherer zu leihen, oder einen Bankier in der Residenz darum anzusprechen, dazu blieb ihr keine Zeit und von ihrem Gatten durfte sie das Geld nicht fordern, weil sie ihm über die

Verwendung desselben keine genügende Rechenschaft geben konnte. Das war eine nicht unwesentliche Schwierigkeit, welche überwunden werden mußte.

Der Baron hatte eine schlechte Nacht gehabt, und der Arzt fand ihn schwächer und hinfälliger, als am Tage zuvor.

„Sie haben Aufregungen gehabt," sagte der Arzt, der Baronin, die neben dem Sessel ihres Gatten stand, einen fragenden Blick zuwerfend.

„Nicht, daß ich wüßte," entgegnete der Baron, „meine Frau ist ja so ängstlich bemüht, mir Alles fern zu halten, was mich aufregen könnte."

Der Arzt schüttelte den Kopf.

„Aber mein Sohn bereitet mir Unruhe und Sorgen," fuhr der Kranke fort; „ich habe ihm geschrieben, er kommt nicht; ich möchte so gerne vor meinem Ende einen Wunsch erfüllt sehen —"

„Erzwingen können Sie das nicht," unterbrach der Doctor ihn, „Sie müssen geduldig warten. Durch diese Aufregung verkürzen Sie Ihr Leben."

„Das habe ich ihm auch gesagt und ihn gebeten, an andere Dinge zu denken," nahm die Baronin das Wort, „aber es ist vergeblich. Dazu will mein Gemahl noch immer selbst die Verwaltung seiner Güter führen und meinen Wunsch, diese Last abzuschütteln, berücksichtigt er nicht."

„Wem sollte ich sie aufbürden?" fragte der Baron.

„Mir, vorausgesetzt, daß Du mir das Vertrauen schenkst."

„Ja, ja, die gnädige Frau hat ganz Recht," sagte der Arzt, „und ich glaube auch, daß in ihren Händen —"

„Sagen Sie ihm, was Sie wollen, der Herr Baron glaubt es nicht.“

Der Kranke blickte zu seiner Gattin auf, ihr kalter, vorwurfsvoller Ton verletzte ihn. „Soll das ein Vorwurf sein, Jenni?“ fragte er.

„Ja, es ist ein Vorwurf;“ erwiderte die Baronin. „Du könntest Dich schonen und thust es nicht.“

„Ich kann mich schwer davon trennen, so ganz müßig zu sitzen —“

„Sitze ich nicht bei Dir? Plaudern wir nicht über Alles, was Dich interessiren kann?“

„Befolgen Sie den Rath der gnädigen Frau,“ sagte der Doctor in eindringlichem Tone, „Sie können ja von Zeit zu Zeit revidiren und controliren, wenn Sie fürchten, daß Ihre Frau Gemahlin noch nicht die Kenntnisse und Erfahrungen besitze, welche die Leitung der Verwaltung erfordert. Vor allen Dingen Ruhe; ich kann es Ihnen nicht dringend genug anrathen.“

Der Baron nickte gedankenvoll. Doctor Weller, der heute große Eile zu haben schien, entfernte sich bald.

„Ich will Deinen Wunsch erfüllen,“ nahm der Kranke nach einer geraumen Weile das Wort, „nicht, weil ich wirklich glaube, daß die Verwaltung mir eine Last sei, sondern um Dich zu beruhigen. Hier sind die Verwaltungsbücher und die übrigen Schriftstücke, hier sind auch die Schlüssel zur Kasse und zu den Archivschränken: Du sollst mir nicht noch einmal den Vorwurf machen, daß ich Dir kein Vertrauen schenke.“

In den Augen der Baronin leuchtete es auf; sie hatte ja ihren Zweck schneller erreicht, als sie hoffen durfte.

„Ich bin müde und will mich bis zum Mittagessen zurückziehen," fuhr der Baron fort. „Du magst inzwischen die Bücher durchsehen und Dir die Punkte merken, über welche Du Aufschluß zu erhalten wünschest."

Die Baronin stützte den Kranken und führte ihn in das anstoßende Schlafgemach. Sie bewies ihm eine so liebevolle Sorgfalt, daß der Baron sich gedrungen fühlte, ihr in der herzlichsten Weise zu danken. Sie wies bescheiden den Dank zurück und blieb bei ihm, bis er eingeschlummert war.

Den schönen Kopf stolz zurückgeworfen, mit leuchtenden Augen kehrte sie in das Arbeitscabinet zurück. Dort stand der Geldschrank, hier lagen die Schlüssel, sie hatte nur nöthig, zuzugreifen, um die Summe, welche ihr fehlte, zu erhalten. Sie dachte nicht daran, daß sie das Geld nicht nehmen durfte, daß sie einen Raub beging; mit fester, sicherer Hand öffnete sie den eisernen Schrank.

Der Baron stand am Rande des Grabes, ein leichter Stoß stürzte ihn hinein und, wenn er je einmal Revision halten, Rechnungsablage verlangen wollte, so — — aber dazwischen lag noch eine lange Zeit, weshalb sollte sie schon jetzt sich deshalb beunruhigen?

Der Schrank enthielt jedoch nicht so viel, als die Baronin erwartet hatte. Sie sah nur ein Packetchen Banknoten, einige Gold- und Silbermünzen und als sie nunmit fieberhafter Hast nachzählte, fand sie, daß der ganze Bestand nur zwölfhundert Thaler betrug. Sie konnte nicht glauben, daß das seine Richtigkeit haben solle; sie mußte sich geirrt haben, wußte sie doch, daß der Baron einige Tage vorher eine bedeutende Summe eingenommen hatte. Aber

trotz wiederholten Zählens ward der Betrag nicht größer, und als sie nun einen Blick in das Kassenbuch warf, entnahm sie, daß ihr Gatte am Tage zuvor seinem Bankier fünftausend Thaler geschickt hatte. Was nun? Es blieb ihr nichts Anderes übrig, als Laborde zu bewegen, sich noch einige Tage zu gedulden, ihm das Geld zu geben, welches sie augenblicklich besaß und sich auf irgend einem Wege den Rest zu verschaffen. — Sie konnte ja dem Bankier schreiben, daß er die Summe ganz oder theilweise zurücksenden solle; sie fand vielleicht einen Vorwand, unter welchem sie ihrem Gatten begreiflich machen konnte, daß sie das Geld zu Verwaltungszwecken nothwendig haben müsse. Freilich das erforderte Zeit, und es lag in dem Interesse der Baronin, daß der Vagabund lieber heute als morgen die Gegend verlasse, aber es war der einzige Weg, der ihr noch offen stand, wenn nicht —

Wie kam es, daß ihre Gedanken sich schon wieder mit dem Tode dieses Mannes beschäftigten? Sie wies ihn zurück; sie wollte nicht ringen mit diesem Dämon, weil sie fürchtete, daß er als Sieger aus dem Kampfe hervorgehen könne.

Sie schlug das Einnahmebuch auf und fand in demselben ein loses Blatt, welches Notizen enthielt. Und unter diesen Notizen entdeckte sie eine, welche sie mit lebhafter Freude erfüllte. Ein Pächter des Barons nämlich mußte laut derselben am nächsten Tage, spätestens am Tage darauf, ein Darlehen von sechstausend Thalern zurückzahlen. Sie kannte den Pächter, er war wohlhabend und hatte eine gute Ernte gehabt; es unterlag also keinem Zweifel, daß er das Geld pünktlich zahlen würde. — Diese

Notiz befreite sie aus ihrer Verlegenheit, Laborde konnte die kurze Zeit noch hingehalten werden. — Die Baronin hatte ihre Fassung wieder gefunden; ihre fieberhafte Erregung war der alten Ruhe gewichen. Sie öffnete eine Schieblade des Schreibtisches und suchte lange in den darin aufbewahrten Papieren. Endlich fand sie, was sie suchte, — eine Abschrift des gerichtlich hinterlegten Testaments und ein Codicill, beide von der Hand des Barons an seine Erben adressirt und mit fünf Siegeln geschlossen. Die Baronin erbrach ohne Zögern die Siegel; denn vor ihr lag ja das Petschaft mit dem Wappen der Barone von Waldstett, um das Couvert wieder verschließen zu können. — Sie las zuerst das Testament, das ihr nicht zu gefallen schien; denn ein Zug der Geringschätzung und des Hohns glitt über ihr Antlitz, als sie es wieder zusammenfaltete und in das Couvert zurückschob. Die Bestimmungen des Codicills dagegen fanden ihren Beifall, das bewies das triumphirende, siegesgewisse Lächeln, welches ihre Lippen umspielte, während sie die Documente wieder versiegelte.

„Herrin von Waldstett!“ flüsterte sie, an's Fenster tretend. „Als Bettlerin zog ich in dieses Schloß ein, als Herrin werde ich hier residiren! Dann soll ein anderes Leben beginnen, ein Leben der Pracht und des Glanzes, der Freude und — — doch nein, ich mag diesen wüsten Lärm nicht, und der Freudenbecher enthält zu viel Wermuth für mich, so lange ich das arme Wesen nicht gefunden habe, welches vielleicht schutz- und hilflos in der Welt umherirrt! Ich will selbst gehen und es suchen, ich will ihm hier eine Heimath geben! Dann mag die Göttin der Lust hier wieder einziehen, aber nicht eher!“

Langsam verließ sie das Cabinet, um in ihrem Gemach

Gedanken nachzuhangen, die schon so oft ihre Seele gefoltert hatten.

Hier, in brütendem Sinnen versunken, fand Werner sie, den Neugier und Besorgniß in das Schloß führten.

„Verzeihen Sie, wenn ich störe," sagte er, „ich komme —"

„Sie kommen stets angenehm," unterbrach die Baronin ihn lächelnd. „Ist es nicht das Haus Ihres Vaters? Wer könnte Ihnen verbieten, es zu betreten! — Doch habe ich nichts Erbauliches für Sie. Der alte Herr gibt nicht nach, er läßt keinen Grund der Rechtfertigung oder Entschuldigung gelten, und ich wiederhole Ihnen, nur vor der Thatsache wird er den starren Nacken beugen. Aber beunruhigen Sie sich deshalb nicht, überlassen Sie es nur mir, diese Angelegenheit zu ordnen; ich hoffe, Sie werden mit mir zufrieden sein."

„Das ist es nicht, was mich zu Ihnen führt," sagte Werner, einigermaßen verwirrt, während er sich niederließ, „ich konnte ja mit Sicherheit voraussehen, daß Sie keine bessere Nachricht für mich hatten. Der erste Grund meines Besuchs ist vielmehr der Wunsch, Ihnen einen Fingerzeig bezüglich der Mutter meiner Braut zu geben, der Sie ja auch in so freundlicher und zuvorkommender Weise ein Asyl hier angeboten haben. Mistreß Sampson ist nämlich eine herzensgute Dame, aber etwas eitel und wenn ich so sagen darf, hochmüthig; sie kann nicht vergessen, daß Hedwig mir durch die Heirath ein Opfer bringt, insofern, als sie auf die grünen und die goldenen Lorbeerkränze verzichtet, welche sie auf der Bühne finden würde."

Die Baronin lachte hell und lustig, aber dieses Lachen

klang doch etwas erzwungen, wie Werner bemerken wollte. „Und das nennt die gute Dame ein Opfer?“ fragte sie.

„Sogar ein großes und schweres Opfer.“

„Ah — dann werde ich wohl auf diese Idee eingehen und in ihre Klagelieder einstimmen müssen?“

„Um Gotteswillen, geben Sie ihr nicht Recht!“ sagte Werner hastig. „Das würde ihr, mir gegenüber, eine Waffe geben, gegen die ich mit allen Gründen nichts mehr auszurichten vermöchte. Glauben Sie wohl, daß die gute Dame verlangt, nur durch eine Ehrenpforte unter Böllerschüssen und dem Hurrahruf der Dienerschaft hier einzuziehen?“

Die Baronin schüttelte lächelnd den Kopf.

„Ich hielt es für meine Pflicht, Sie darauf aufmerksam zu machen,“ fuhr Werner fort, „und ich bitte, daß wenn Mistreß Sampson sich in der Laune befindet, von ihren Opfern zu reden, Sie ihr ausweichen, es ist nur eine vorübergehende Stimmung. Hedwig dagegen wird Ihnen viele Freude bereiten.“

„Hedwig — sagten Sie?“

„Meine Braut.“

„Ein schöner Name, er erinnert mich an eine Jugendfreundin, die ich sehr frühe verloren habe.“

„So trifft sich ja auch das glücklich,“ sagte Werner erfreut, „und ich darf hoffen, daß das schlichte, anspruchslose und gemüthreiche Kind Ihnen die Freundin ersetzen wird.“

Die Baronin nickte beistimmend.

„Und nun zu dem anderen und wichtigeren Grunde meines Besuchs,“ fügte der Baron hinzu. „Sie haben sich vorgestern eines Menschen angenommen, der wegen Land-

streicherei verhaftet wurde. Dieser Vagabund läßt in Gegenwart anderer Personen Aeußerungen fallen, welche darauf berechnet zu sein scheinen, Ihren guten Ruf, Ihre Ehre —"

„Schon wieder dieser Wahnsinnige!" rief die Baronin mit allen Zeichen der tiefsten Entrüstung. „Das hat man davon, wenn man einem solchen Menschen Theilnahme zeigt."

Der Blick Werner's ruhte prüfend auf seiner Stiefmutter, welche sich rasch erhoben hatte. Ihm schien ihre Entrüstung nur eine Maske zu sein, hinter der die Bestürzung über seine Mittheilung sich verbarg.

„Er muß wahnsinnig sein!" fuhr die Baronin nach einer Pause fort; „ich kenne diesen Mann nicht, und es ist unbegreiflich, daß man den Vagabund hier so lange duldet."

„Er behauptet sogar, gestern Abend eine Zusammenkunft mit Ihnen im Schloßpark gehabt zu haben," sagte Werner ernst.

„Nun, daraus werden Sie die Ueberzeugung gewinnen, daß er ein boshafter Verleumder ist," erwiderte die Baronin, in deren Augen ein verzehrendes Feuer loderte. „Waren Sie nicht gestern Abend hier?"

„Ganz recht."

„Wann war das?"

„Von neun bis zehn Uhr."

„Ich glaube noch länger, warten Sie — es war halbelf, als ich zu Bette ging."

„Und er behauptet, diese Zusammenkunft habe nach zehn stattgefunden."

Die Baronin zuckte mit einer Miene verachtender Geringschätzung die Achseln.

„Sagte er denn nicht, zu welchem Zwecke diese Zusammenkunft stattfand?“ fragte sie ironisch.

„Er sprach von einem Geschäft, welches er mit Ihnen abschließen müsse.“

„Und errathen Sie denn nicht, welche Absicht dieser Verleumdung zu Grunde liegt, vorausgesetzt, daß der Verstand dieses Vagabunden nicht zerrüttet ist?“

„Die der Erpressung!“

„Ganz recht. Der Mensch hat möglicherweise erfahren, unter welchen Verhältnissen ich in dieses Haus gekommen bin, er glaubt vielleicht, es müsse ihm ein Leichtes sein, durch boshafte Verleumdungen meinen guten Ruf, meine Ehre zu gefährden und hofft, daß ich mich dadurch veranlaßt sehen werde, ein Opfer zu bringen, um mich seiner zu entledigen. Diese Absicht liegt so klar am Tage, daß Sie kaum eines Commentars bedarf, und ich muß gestehen, der Vagabund geht dabei sehr geschickt zu Werke, wenn eben, ich wiederhole es, der Mann seine gesunden Sinne besitzt.“

„Aber gegen solche Absichten schützt das Gesetz,“ warf Werner ein; „lassen Sie ihn verhaften.“

„Weshalb? Würde dieser Schritt nicht in den Augen der schlichten Landleute fast gleichbedeutend mit einem Geständniß meiner Schuld sein?“

„Keineswegs. Man achtet und liebt Sie —“

„Sagen Sie das nicht. Diese Leute hassen mich, weil sie mich beneiden, weil sie der Bettlerin das Glück nicht gönnen —“

„Gnädige Frau!"

„Lassen Sie mich das Kind mit seinem wahren Namen nennen: ich war eine Bettlerin, eine unglückliche, heimathlose Waise. Ich erinnere mich noch sehr gut, wie sehr ich angefeindet wurde, als ich nach langem Zögern und Widerstreben Ihrem Herrn Vater das Jawort gab."

„Und unter denen, welche Sie anfeindeten, war ich auch."

„Das ist nun vergessen, und Ihnen konnte ich deshalb nicht zürnen. Sie wußten nicht besser, die Stiefmutter war Ihnen verhaßt, weil Sie ihre Mutter so sehr geliebt hatten, daß Sie keine andere Frau an ihrer Stelle sehen mochten."

Werner nickte. „Sie haben Recht," sagte er, „ich sah das später auch ein und bedauerte aufrichtig, Ihnen so schroff gegenübergestanden zu haben. Aber um auf den Lump zurückzukommen, wollen Sie denn nichts gegen ihn unternehmen?"

„Nein."

Dieses „Nein" klang so schneidend kalt und doch so energisch, daß Werner sich von dem Tone unangenehm berührt fühlte.

„Ich habe Ihnen meine Gründe dafür genannt," setzte die Baronin hinzu, „und ich glaube, Sie müssen sie billigen."

„Nicht so ganz."

„Aber mein Gott, was soll ich denn thun?"

„Lassen Sie ihn verhaften, ihm Fünfundzwanzig aufzählen und durch die Gensdarmen ihm den Weg zeigen, der —"

„Ich sagte Ihnen schon, weshalb ich das nicht thun mag."

Werner hatte sich erhoben, er stand vor der Baronin und blickte ihr mit herzlicher Theilnahme und dem aufrichtigen Wunsche, daß sie seinen Schutz annehmen möge, in's Auge. „Seien Sie ganz offen," sagte er, „ich habe mir gedacht, dieser Mann sei mit Ihnen verwandt und drohe mit der Veröffentlichung seines verwandtschaftlichen Verhältnisses zu Ihnen. Das wäre nun freilich für Sie nichts weniger, als angenehm, aber es würde auf Ihre Ehre und Ihren guten Ruf nicht den leisesten Makel werfen. Ist meine Vermuthung richtig, so will ich die Angelegenheit zur beiderseitigen Zufriedenheit ordnen. Vielleicht ist der Mann noch zu retten, wenn er eine Beschäftigung erhält, die ihm zusagt, im anderen Falle schaffe ich ihn hinüber nach Amerika, und von dort wird er schwerlich zurückkehren."

Bei den ersten Worten Werner's war alles Blut aus den Wangen der Baronin gewichen, aber ihre Fassung hatte sie nicht verloren. Kein Zug in ihrem Antlitz verrieth, welcher Sturm ihre Seele durchtobte; aber gerade diese Ruhe schien dem jungen Manne zu auffallend, als daß er in ihr nicht das erkennen sollte, was sie in der That war, — eine Maske.

„Ich danke Ihnen für Ihre Bereitwilligkeit, mich allen diesen Unannehmlichkeiten zu überheben," sagte sie gelassen, „aber Ihr freundliches Anerbieten kann ich einfach deshalb nicht annehmen, weil Ihre Ansicht über mein Verhältniß zu diesem Vagabund falsch ist. Er ist mir völlig fremd, ich darf also mit aller Ruhe seinen Machinationen entgegensehen."

Werner konnte darauf nichts weiter erwidern, denn seine

Hilfe und sein Schutz waren zurückgewiesen: die Baronin wollte ihm ihr Vertrauen nicht schenken. Daß ein dunkles Geheimniß diese Beiden miteinander verband, unterlag für ihn keinem Zweifel mehr; weniger die Behauptungen und Anspielungen des Vagabunden als die Haltung und Verstellung seiner Stiefmutter hatten ihm das zur Evidenz bewiesen. „Dann allerdings ist mein Schutz unnöthig," sagte er, indem er seinen Hut nahm, „ich wünsche aufrichtig, daß es Sie nicht gereuen möge, meinen Beistand zurückgewiesen zu haben."

Die Baronin lächelte; es war ein kühles, gleichgiltiges Lächeln, dem keine tiefere Bedeutung zu Grunde liegen konnte. „Sollten die Umstände mir gebieten, mich vor ihm zu schützen, nun wohl, so habe ich ja die Gerichte und die Gensdarmen," erwiderte sie, „bis dahin mag er sein unsinniges Geschwätz fortsetzen. Ich darf Sie also heute Abend erwarten?"

„Gewiß."

„Um wie viel Uhr?"

„Ich denke, nach Sonnenuntergang, wenn der Vater zur Ruhe gegangen ist."

„Gut. Fritz kann morgen oder heute Abend noch die Koffer holen."

Der Baron reichte seiner Stiefmutter die Hand.

„Und Mistreß Sampson?" fragte er.

„Ich werde ihr keinen Anlaß geben, Klagelieder über das schwere Opfer zu singen."

„Und wenn sie es dennoch thut, nehmen Sie alsdann Hedwig in Schutz. Ich werde einige Tage abwesend sein, um die Vorbereitungen zur Trauung zu treffen." —

Die Baronin nickte lächelnd, aber kaum war die Thüre hinter dem jungen Herrn zugefallen, als das Lächeln von ihren Lippen verschwand. Ihre Augen flammten, ihr ganzer Körper zitterte, die mühsam verhaltene Wuth mußte austoben. Und es war nicht Wuth allein, es war auch Angst und Bestürzung. Die Mittheilungen Werner's mußten ihr die Ueberzeugung aufdrängen, daß Laborde gefährlicher war, als sie glaubte, daß sie ihm Alles opfern konnte, ohne dadurch etwas mehr zu erreichen, als eine kurze Frist, eine Frist voll Angst und Sorgen; daß sie, so lange dieser Mann lebte, stets von der Gefahr bedroht blieb, und daß früher oder später der Augenblick kommen mußte, in welchem sie von ihrer Höhe in den Abgrund der Schande hinunterstürzte. Dachte sie hieran, als sie das Doppelpistol untersuchte und darauf einsteckte?

Es schlug neun Uhr, als sie das Schloß verließ und dem Parke zuschritt.

Werner und die beiden Damen waren noch nicht gekommen, und die Baronin war so sehr mit ihren Gedanken beschäftigt, daß sie an die Möglichkeit, ihnen im Parke begegnen zu können, nicht dachte. Ihre Seele beschäftigte sich nur mit dem Vagabund, dessen längeres Verweilen in der Gegend die Gefahren, die sie umringten, vermehrten. Er war dem Trunke ergeben, wie nahe lag die Möglichkeit, daß er im Rausch das Geheimniß ganz verrieth, welches er bereits zur Hälfte preisgegeben hatte. Er mußte so rasch wie möglich fort, heute noch — aber es war vorauszusehen, daß er nicht eher gehen würde, bis er das Geld besaß. Und vielleicht auch dann noch nicht.

Laborde erwartete sie schon. Die Arme auf der Brust

verschränkt, lehnte er am Stamme einer Buche, und der trotzige, feindselige Blick, mit dem er die Baronin empfing, schien ihr sagen zu wollen, daß er keine Gnade, keine Schonung kennen werde, wenn sie ihr Versprechen nicht einlöste.

„Da seid Ihr," sagte er, „und wenn ich's bedenke, bin ich ein Esel, daß ich nicht verlange, Euch in Euren Salons besuchen zu können. Ich habe das Recht dazu —"

„Schweigt!" unterbrach ihn die Baronin, die schon bei dem Anblick dieses Mannes die Gluth der Leidenschaften, des Hasses und des Zornes in ihrem Innern auflodern fühlte. „Denkt an Eure Vergangenheit, sie giebt Euch nur das Recht auf freie Wohnung im Zuchthause."

Laborde lachte rauh und heiser. „Und Ihr?" fragte er. „Seid Ihr denn besser, als eine Betrügerin und Fälscherin? Na — wir wollen über diesen Punkt keine Worte verlieren, es hat ja keinen Nutzen. Habt Ihr das Geld?"

„Nur die Hälfte —"

„Oho! Ihr wollt wieder accordiren? Geht Ihr hinunter, gehe ich hinauf; meine Schuld ist es nicht, wenn wir dann nicht mehr zusammenkommen."

„Wer sagt, daß ich mein Wort nicht einlösen wolle?" entgegnete die Baronin verächtlich. „Hätte ich das Geld gehabt, würde ich —"

„Redensarten!" fiel Laborde ihr rauh in's Wort. „Wenn Ihr das Geld nicht in Eurer Kasse hattet, wußtet Ihr, woher Ihr es nehmen könnt. Mir werdet Ihr niemals beweisen, daß drei eine ganze Zahl ist. Entweder das Ganze, oder —" er beendete den Satz nicht; der Ton, in welchem er das letzte Wort sprach, sagte genug.

Die Baronin warf das Haupt stolz zurück und maß mit einem Blick unsäglicher Verachtung den Vagabund, der so trotzig auf seine Macht pochte. „Ihr habt schon so viel verrathen, daß es mir fast gleichgiltig sein kann, ob Ihr Alles mittheilen wollt, oder nicht,“ entgegnete sie fest und ruhig. „Thut Ihr es, so seid Ihr verloren, Euch vernichtet der Pfeil, den Ihr auf mich abdrückt; der Baron von Waldstett wird Mittel suchen und finden, Euch für immer unschädlich zu machen.“

„Wenn Ihr dessen so sicher seid —“

„Ich bin es; dennoch versuche ich, mit Euch ein Abkommen in Güte zu treffen, nicht meinetwegen, sondern, um das Leben meines Gatten zu schonen.“

„Wie rücksichtsvoll!“ höhnte Laborde.

„Wenn es aber sein muß, und wenn Ihr mich zwingt, selbst meinem Gatten das Geheimniß zu enthüllen, so werde ich nicht zaudern, diesen Schritt zu thun,“ fuhr die Baronin fort, ohne seinen Hohn zu beachten. „Dann hütet Euch, meinen Mittheilungen wird Eure Verhaftung folgen, und dann werdet Ihr den Rest Eures Lebens hinter Schloß und Riegel verbringen.“

Der stechende Blick Laborde's ruhte durchdringend auf dem Antlitz der Baronin, die so stolz und würdevoll ihm gegenüber stand. „Jetzt droht Ihr also mir?“ spottete er.

„Ja, und Ihr zwingt mich dazu. Eure Aeußerungen in der Schänke sind mir hinterbracht worden, und ich kann und werde nicht dulden, daß Ihr den Schleier noch mehr hebt, als Ihr es schon gethan habt. Wollt Ihr auf meinen Vorschlag eingehen und Euch meinen Bedingungen unterwerfen, so sollt Ihr das Geld haben, wollt Ihr es nicht, so —“

„Zum Teufel, ja, ich will!“ sagte der Vagabund ungeduldig. „Aber Ihr trefft ja keine Anstalten, mir das Geld zu zahlen.“

„Weil ich es in der kurzen Zeit mir nicht zu verschaffen wußte. Zweitausendfünfhundert Thaler ist Alles, was ich heute Euch geben kann; aber ich ziehe unter den obwaltenden Verhältnissen vor, auch diese Summe zurück zu halten, bis ich in der Lage bin, Euch den ganzen Betrag zu übergeben.“

„Na — da habens wir's ja!“

„Unterbrecht mich nicht; morgen Abend, spätestens übermorgen sollt Ihr das Geld erhalten, das heißt, wenn Ihr bis dahin Eure Zunge im Zaume gehalten habt. Nur noch eine einzige zweideutige Aeußerung, und ich ziehe mich zurück. Wollt Ihr aber die Hälfte nehmen und sofort die Gegend auf Nimmerwiederkehr verlassen, so verspreche ich Euch bei Allem, was mir heilig ist, binnen acht Tagen die andere Hälfte dahin zu senden, wo Ihr sie in Empfang zu nehmen wünscht.“

„Ich danke!“

„Wohlan, so bleibt es dabei, daß Ihr übermorgen hier das Geld empfangen werdet.“

Die Baronin trat einen Schritt zurück, denn Laborde hatte plötzlich eine so drohende Haltung angenommen, daß sie sich der Furcht vor ihm nicht erwehren konnte. Mit blitzenden Augen und geballten Fäusten stand er vor ihr und schien die Absicht zu hegen, sich auf sie zu stürzen und sie zu berauben. Ihre Hand fuhr rasch in die Tasche, und im nächsten Augenblick sah Laborde die Mündung eines Pistols auf sich gerichtet.

Der Doppellauf mußte ihm wohl Respect einflößen; auch er trat zurück, durch ein Achselzucken andeutend, daß ihn diese Drohung so wenig einschüchtern könne, wie die vorhergegangene.

„Geht!" befahl die Baronin, „Ihr habt meine Antwort! Hütet Eure Zunge und bedenkt, daß jedes Wort, welches Ihr sprecht, mir hinterbracht wird. Uebermorgen erwarte ich Euch hier, und Euer Verhalten bis dahin, wird mir als Richtschnur bei der Einlösung meines Wortes dienen!"

Laborde wollte darauf eine Antwort geben, die Baronin wandte ihm aber stolz den Rücken. Auch der Vagabund schritt, mit den Zähnen knirschend, von dannen; er mußte jetzt erkennen, daß er die Energie und Schlauheit dieser Frau zu sehr unterschätzt hatte.

Er war kaum zwanzig Schritt gegangen, als in seiner unmittelbaren Nähe ein Schuß fiel. Der alte zerknitterte Hut des Vagabunden flog durchlöchert vor ihm nieder, und Laborde vernahm deutlich, daß die Kugel in einen Baumast schlug. Im ersten Augenblick fuhr er erschreckt zusammen, dann wandte er rasch sich um, und bemerkte in geringer Entfernung die Baronin. Nur sie konnte den Schuß abgefeuert haben; keine andere Person war in der nächsten Umgebung zu bemerken. Die Wuth übermannte ihn; er eilte zurück, er sah, daß die Baronin sich rasch entfernte, und ihre auffallende Hast war ihm ein neuer Beweis ihrer Schuld. Er wollte sie verfolgen bis in's Schloß, sie gewaltsam zu ihrem Gatten schleppen und in seiner Gegenwart sie des Mordversuches beschuldigen. — Da stand plötzlich der Baron Werner von Waldstett mit den beiden Damen vor ihm.

„Wohin?“ fragte Werner kurz angebunden.

„Oh — der Wahnsinnige!“ sagte Mistreß Sampson. „Lassen Sie diesen Vagabund in's Gefängniß bringen, Herr Baron; er ist ein gefährliches Subjekt!“

Laborde hatte seine Fassung wieder gefunden, er sah ein, daß er Alles preisgab, wenn er seiner Leidenschaft die Zügel schießen ließ.

„Gefährlich bin ich,“ erwiderte er mit schneidendem Hohn, „aber nur für diejenigen, welche mich früher gekannt haben und sich jetzt meiner nicht mehr erinnern wollen. Mit Euch, Mistreß Sampson, habe ich auch noch ein Hühnchen zu pflücken.“

Werner erhob den Stock, Laborde aber entzog sich der ihm zugedachten Züchtigung durch die Flucht.

Werner schritt nachdenklich mit den beiden Damen dem Schlosse zu. Er hatte den Schuß gehört, sein scharfer Blick erkannte außerdem in der Dame, welche so eilig den Garten durchlief, die Baronin. Und das genügte ihm zu Ahnungen und Vermuthungen, die ihn entsetzten, und deren Richtigkeit zu erforschen, er als seine Pflicht erachtete.

Kaum war es im Parke still geworden, als der Jäger hinter dem Stamm einer Buche hervortrat. „Verdammt!“ sagte er leise, „wenn je ein Fehlschuß mich geärgert hat, so war es dieser. Aber es ist ein Anderes, auf ein Reh oder auf einen Menschen zu schießen. Geduld, — noch ist nicht aller Tage Abend!“



Kapitel VII.

Die Baronin empfing die beiden Damen mit liebenswürdiger Herzlichkeit. Sie stutzte, als sie Hedwig erblickte. Die Aehnlichkeit war in der That überraschend; aber der Ausdruck der Betroffenheit in dem Benehmen der Baronin währte nur einen kurzen Augenblick. Hand in Hand mit dem Mädchen trat sie vor den hohen Spiegel, den Armleuchter emporhaltend. „Der Herr Baron hat Recht," sagte sie, „auf den ersten Blick ist die Aehnlichkeit frappant, aber bei näherer Prüfung findet sich doch mancher Zug, der ihr Abbruch thut. Indeß, wenn unsere Seelen so sehr übereinstimmen, wie unsere Gesichtszüge, so werden wir gewiß mit einander eng befreundet werden." Damit küßte sie das erröthende Mädchen auf die Stirne, während Mistreß Sampson beifällig nickte.

Werner beobachte seine Stiefmutter scharf. Er fand in ihrem ganzen Wesen etwas, was auf eine mühsam zurückgehaltene Erregung deutete: ihr Lachen schien ihm erzwungen, ihre heitere Freundlichkeit erkünstelt. Sie war wenige Minuten zuvor im Park gewesen, sie hatte eine Unterredung mit dem Vagabunden gehabt, und jener Schuß mußte ja dem letzteren gegolten haben, das bewies die leidenschaftliche Erregung Laborde's und seine unverkennbare Absicht, die Baronin bis in's Schloß zu verfolgen. Und nun konnte diese Frau lachen, scherzen und plaudern, als ob nichts vorgefallen sei; sie konnte sich einen solchen Schein der Unbefangenheit und Heiterkeit geben, daß sogar Werner fast an seinen Vermuthungen irre ward, die doch auf Thatsachen sich stützten.

„Wir kamen durch den Park,“ sagte er, als in der lebhaften Unterhaltung eine kurze Pause eintrat, „haben Sie den Schuß nicht gehört, der dort vor einer halben Stunde gefallen ist?“

Die Baronin blickte, anscheinend betroffen, ihn an; sie mochte in seinem Blick lesen, welche Absicht sich hinter seiner Frage verbarg.

„Ein Schuß?“ fragte sie, ein Erstaunen heuchelnd, welches einen minder erfahrenen Beobachter getäuscht haben würde. „Ach ja — ich erinnere mich.“

„Und es beunruhigt Sie nicht?“

„Weshalb?“

„Nun, man kann ja nicht wissen, welche Ursache —“

„Ah — das ist hier nichts Seltenes. Indeß Wilddiebe und Spitzbuben haben wir seit Jahren hier nicht gesehen, Herr Baron.“

„Aber dieser Schuß muß doch eine Ursache gehabt haben,“ warf Werner unbarmherzig ein.

Ueber die Lippen der Baronin glitt ein geringschätzendes Lächeln, sie streckte die Hand aus, um den Klingelzug zu ergreifen. „Wenn Sie es wünschen, werde ich Erkundigungen einziehen lassen,“ sagte sie.

„Bitte, mich beunruhigt es weiter nicht,“ erwiderte Werner kalt.

Die Baronin blickte ihn forschend an. Sie schien in seiner Seele lesen zu wollen, aber kein Zug in seinem Antlitz verrieth ihr, wie er über dieses Ereigniß dachte.

„Wie sehr bedaure ich, daß Sie bei Nacht und Nebel kommen mußten,“ wandte sie sich zu den beiden Damen,

„hoffen wir, daß unsere liebe Hedwig recht bald als künftige Herrin von Waldstett hier einziehen kann.“

„Nun,“ fiel Mistreß Sampson ein, „für unser allerdings sehr unangenehmes, heimliches Einschleichen entschädigt uns der herzliche Empfang, den wir hier gefunden haben. Freilich, Hedwig hätte das Recht —“

„Ich bitte Sie dringend, kommen Sie nicht auf das beliebte Thema zurück,“ sagte Werner rasch in ironischem Tone, „ich weiß die Opfer, welche Sie mir bringen, zu schätzen und hoffe bald in der Lage zu sein, meinen Dank für dieselben bethätigen zu können. Die Damen sind aber vielleicht ermüdet. Gnädige Frau, wenn Sie die Güte haben wollten, ihnen ihre Zimmer anweisen zu lassen —“

„Herzlich gern,“ erwiderte die Baronin sich erhebend. „Ich wünsche und hoffe, daß die erste Nacht unter diesem Dache für Sie eine angenehme sein möge.“

Werner blieb im Salon zurück. Er wollte und mußte mit seiner Stiefmutter reden. Das Geheimniß, welches sie so ängstlich vor ihm zu verbergen suchte, beunruhigte ihn. Je länger er über dasselbe nachdachte, desto klarer ward es ihm, daß zwischen ihr und Laborde ein anderes als nur verwandtschaftliches Verhältniß bestehen müsse, und die Ehre seines Vaters, seines eigenen Namens gebot ihm, das zu erforschen.

Die Baronin schien bestürzt zu sein, als sie zurückkehrend, ihn noch im Salon bemerkte, und so sehr sie sich auch bemühte, ihre Unruhe und Seelenangst zu verbergen, gelang es ihr doch nicht, Werner zu täuschen.

„Gnädige Frau, ich habe Sie gestern um Ihr Vertrauen, um Offenheit gebeten,“ nahm er das Wort, und es lag

etwas in seiner Stimme, was Vertrauen erwecken mußte; „Sie traten meinen Vermuthungen und Befürchtungen entgegen, Sie wiesen meinen Beistand schroff zurück.“

„Weil ich desselben nicht bedurfte,“ entgegnete die Baronin kühl. „Was bewegt Sie heute, Ihr freundliches Anerbieten zu wiederholen?“

„Jener Schuß.“

Die Baronin erschrak sichtbar, aber gleich darauf umspielte wieder das alte Lächeln ihre Lippen. „Sie scherzen.“

„Durchaus nicht!“

„Was könnte der Schuß —“

„Erlauben Sie, Madame, es knüpfen sich einige Beobachtungen an denselben, welche ihm in meinen Augen eine verhängnißvolle Bedeutung geben.“

Die Baronin hatte sich auf dem Fauteuil niedergelassen, sie stützte den Kopf auf die Hand und blickte wie gelangweilt zu dem jungen Herrn auf.

„Wenn diese Beobachtungen sich auf dieselben Vermuthungen stützen, welche Sie gestern äußerten, so wiegen sie nicht schwerer, wie jene,“ sagte sie.

Der Blick Werner's wurde durchdringend. „Allerdings stehen sie mit jenen in Verbindung,“ erwiderte er mit scharfer Betonung, „aber weit entfernt, sich auf diese nur zu stützen, geben sie ihnen vielmehr einen festen Halt.“

„Nun wohl, so lassen Sie hören.“

„Ich sagte Ihnen schon, daß ich den Schuß gehört habe; er fiel in meiner Nähe. Die Damen blieben erschreckt stehen, auch ich machte Halt, um die kommenden Dinge zu erwarten.“

„Nun? Und was geschah darauf?“

„Bald nachher sah ich den Vagabund mit auffallender Hast dem Ausgang des Parkes zueilen. Ich trat ihm in den Weg und bemerkte an seiner verstörten Miene, daß der Mann sich in einer fieberhaften Aufregung befand. Er verfolgte Sie.“

„Mich?“

Die Baronin war von ihrem Sitz emporgefahren, ihre Augen blitzten.

„Sie!“ fuhr Werner langsam in ernstem, gemessenem Tone fort. „Sie eilten vor ihm her durch den Garten in's Schloß, und er würde Sie bis hierher verfolgt haben, wenn ich ihn nicht aufgehalten und zurückgewiesen hätte.“

„Ah — Baron, das war eine Täuschung,“ sagte die Baronin lächelnd. „In der That, es wundert mich, daß Sie —“

„Gnädige Frau, meine Augen haben mich noch nie betrogen. Befürchten Sie nicht, daß ich mich in Ihre Geheimnisse eindrängen wolle, glauben Sie mir jedoch, wenn ich Ihnen die Versicherung gebe, daß ich nur den Wunsch hege, Sie vor diesem Menschen zu beschützen und daß —“

„Nun? Und welche Schlußfolgerung ziehen Sie aus diesen Beobachtungen?“ fragte die Baronin scharf.

„Madame, es ist besser, wenn ich sie verschweige.“

„Keineswegs; dieses Schweigen wäre für mich beunruhigend und zugleich beleidigend. Ich will Ihnen sagen, welche kühne Schlußfolgerung Sie ziehen, Sie glauben, nur ich könne den Schuß abgefeuert haben, und die Kugel sei diesem Burschen zugedacht gewesen!“

Werner schwieg.

„Daß Sie das glauben können, betrübt mich; ich darf

nicht einmal hoffen, daß ich Sie eines Besseren überzeugen werde, wenn ich Sie auf Ehrenwort meiner Unschuld versichere. Wer den Schuß abgefeuert hat, weiß ich nicht, aber ich werde nicht ruhen, bis ich es erfahren habe. — Sehen Sie," fuhr sie in zutraulichem Tone fort, „ich könnte dabei beharren, daß Sie sich getäuscht haben müßten, aber ich weiß mich so rein von jeder Schuld, daß ich dieses Mittel verschmähe. Ich bekenne Ihnen offen, daß ich eine Waffe bei mir führte als ich vorhin durch den Park ging, dieses Pistol. Ich bitte Sie, jetzt untersuchen Sie, ob beide Läufe nicht noch geladen sind. — Nein, nein, legen Sie die Waffe nicht hin, untersuchen Sie, es liegt mir viel daran, daß Sie von der Wahrheit meiner Worte überzeugt werden. Sie glauben, es müsse ein Geheimniß zwischen mir und jenem Manne liegen, auch das ist wahr, aber verlangen Sie nicht, daß ich dieses Geheimniß enthüllen soll. Herr Baron, ich halte Sie für einen Mann von Ehre und Charakter; ich vertraue darauf, daß Sie mich ungehindert meinen Weg gehen lassen werden. Was ich mit jenem Menschen zu ordnen habe, hoffe ich, allein ordnen zu können und erst wenn ich einsehe, daß es mir unmöglich ist, mein Geheimniß länger zu bewahren, werde ich mich Ihrer und Ihres freundlichen Anerbietens erinnern."

„Dann aber dürfte es zu spät sein," sagte Werner kopfschüttelnd.

„Ich befürchte es nicht, aber wenn ich es auch wüßte, ich kann nicht anders handeln." —

„Und die Ehre unseres Namens?"

„Herr Baron, die Baronin von Waldstett weiß, was sie der Ehre ihres Gatten und ihres Namens schuldet."

Werner war nicht klüger wie zuvor. Seine Vermuthungen hatten noch immer keinen Haltepunkt gefunden, der ihm als Schlüssel zur Lösung dieses Räthsels dienen konnte. Nur darüber, daß sie das Verbrechen des Mordversuchs nicht begangen hatte, war er beruhigt.

„Sie müssen es wissen, was Sie zu thun haben," sagte er. „Auf meine Hilfe dürfen Sie jederzeit rechnen. Aber welches Verhältniß Sie auch an jenen Menschen ketten mag, sorgen Sie dafür, daß diese Kette gesprengt wird, denn die Aeußerungen des Vagabunden treten Ihre Ehre in den Staub."

Die Baronin wanderte lange auf und ab, als Werner sie verlassen hatte. Immer näher kam sie dem Abgrunde, nur wenige Schritte noch, und sie mußte hineinstürzen. Weshalb auch hatte sie sich jenes Menschen angenommen, selbst die Begegnung mit ihm herbeigeführt, da sie doch wissen mußte, welche Gefahren sie durch diesen Schritt heraufbeschwor! Die Liebe zu dem Kinde, die so lange gehegte, heiße Sehnsucht, es wieder zu finden, hatte sie für diese Gefahren blind gemacht, und nun kam die Reue zu spät. Mußte nicht auch Laborde glauben, daß sie den Schuß abgefeuert habe? Er hatte ja in ihrer Hand die Waffe gesehen, er mußte vermuthen, daß sie dieses Mittel versucht habe, sich von ihm zu befreien. Und wenn er diese Vermuthung hegte, lag nicht die Möglichkeit nahe, daß er die Unterhandlungen mit ihr für abgebrochen hielt und zur Ausführung seiner Drohungen schritt, um an ihr Rache zu nehmen? Die Seelenangst, welche die Baronin folterte, ließ sie in dieser Nacht keine Ruhe, keinen Schlaf finden; erst der Tag mit seinen Lichtstrahlen milderte ihre Befürch=

tungen. Er brachte ihr neuen Muth, neue Hoffnungen zurück. Es lag ja im Interesse Laborde's, zu schweigen und den pecuniären Nutzen im Auge zu halten, während die Veröffentlichung des Geheimnisses ihn nicht allein aller Vortheile beraubte, sondern auch ihn dem Gefängniß überlieferte; er hatte also Gründe genug, die ihn nöthigten, an seinem Vertrage mit ihr festzuhalten.

Und Werner? Ihm konnte die Baronin später, wenn der Vagabund beseitigt war, eine erfundene Geschichte erzählen, welche seine Neugier befriedigte und sie selbst in seinen Augen rechtfertigte.

Neu ermuthigt, entschlossen, auf dem betretenen Wege weiter zu wandern und überzeugt, daß Laborde selbst sie nicht in den Abgrund hinunterstürzen werde, in welchem er mit ihr zu Grunde gehen mußte, erhob die Baronin sich von ihrem Lager, und ihre Zuversicht auf das Gelingen ihrer Pläne war so groß, daß sie beim Frühstück ihre Gäste mit dem heitersten Lächeln empfangen konnte.

Mistreß Sampson sagte ihr nicht zu, in der Unterhaltung mit ihr fühlte sie bald heraus, daß diese Frau nur oberflächlich gebildet war. Dazu die Eitelkeit, die Putzsucht und Selbstsucht der Amerikanerin, die Alles bekritelte und nicht müde ward, von den Opfern zu reden, welche Hedwig ihrem Verlobten brachte —, wer konnte es der feinfühlenden Baronin verargen, daß sie sich abgestoßen fühlte.

Hedwig dagegen hatte rasch ihre volle Gunst gewonnen. Das schlichte, bescheidene Mädchen, welches, obgleich für die Bretter der Bühne erzogen, so anspruchslos, fast schüchtern auftrat, mußte schon durch seine Bescheidenheit das Herz

der Baronin gewinnen, und nun war diese Bescheidenheit gepaart mit dem fesselnden Zauber der Schönheit. Hedwig hatte schon bei ihrer ersten Begegnung mit der Baronin den günstigsten Eindruck auf diese gemacht, und auch das junge Mädchen fühlte sich zu ihr hingezogen, wie sie ohne Hehl gestand.

Mistreß Sampson lenkte während des Frühstücks das Gespräch auf die heimliche Trauung und bekämpfte mit einer Hartnäckigkeit, die an eigensinnigen Trotz grenzte, die Gründe, welche die Baronin für die Nothwendigkeit dieses Schrittes anführte. Hedwig verhielt sich schweigend, nur einmal, als Mistreß Sampson in sie drang, ihre Ansichten zu bestätigen, äußerte sie, daß sie der Baronin Recht geben müsse.

Werner hoffte noch immer, der Einfluß seiner Stiefmutter auf den alten Herrn werde diesen Schritt überflüssig machen, aber die Baronin versicherte ihn nochmals, daß diese Hoffnung vergeblich sei. Somit blieb ihm, da er der Krankheit seines Vaters wegen auf eine persönliche Unterredung mit ihm verzichten mußte, nichts übrig, als die nöthigen Vorbereitungen zur heimlichen Trauung zu treffen. Den Wunsch seines Vaters, ihn zu sehen, hätte er gerne erfüllt; aber er fürchtete, daß bei dieser Begegnung die Rede auf die Dame kommen werde, welche der Baron für seinen Sohn gewählt hatte.

Nach dem Frühstück zog Mistreß Sampson sich in ihr Gemach zurück, um Toilette zu machen, Hedwig blieb bei der Baronin. Zu einer vertraulichen Unterhaltung kam es nicht, zuerst störte sie der Besuch des Arztes, dann fesselte die Pflicht die Baronin für längere Zeit an das Krankenlager des Gatten, der über verschiedene Angelegenheiten der

Verwaltung mit ihr redete und zuletzt wiederum auf Werner zurückkam, den er stündlich erwartete. Und als nun endlich die Baronin sich dem Mädchen widmen zu können glaubte, kam der Förster, um ihr über die Ausführung eines ihm ertheilten Auftrages Bericht zu erstatten. Beim Anblick dieses Mannes erinnerte die Baronin sich unwillkürlich des Schusses, und es drängte sich ihr der Gedanke auf, daß Fritz jenen Schuß abgefeuert haben konnte. Sie entsann sich der Worte, welche sie früher mit ihm gewechselt hatte, seiner Warnungen und seines Anerbietens, selbst das Leben für sie einzusetzen, und je länger sie, während er sprach, darüber nachdachte, desto glaubhafter schien ihr die Richtigkeit ihrer Vermuthung.

„Wo wart Ihr gestern Abend?“ fragte sie, als er schwieg.

Fritz blickte befremdet auf. „Gestern Abend?“ erwiderte er zögernd.

„Ja — gegen neun Uhr?“

„Hm — ich weiß nicht, wahrscheinlich in der Schänke.“

„Oder im Park vielleicht?“ fuhr die Baronin mit scharfer Betonung fort. „Leugnet nicht, Ihr habt den Schuß abgefeuert; es war Eure Büchse. Was war das Ziel Eures Schusses?“

Der Jäger war verwirrt, woher konnte sie wissen, daß er geschossen hatte? Er wußte genau, daß er nicht gesehen worden war, und doch beschuldigte sie ihn mit solcher Sicherheit, daß er nicht bezweifeln konnte, sie müsse ihrer Sache gewiß sein. Aber wenn dem auch so war, was hatte er von ihr zu befürchten? Ihm konnte Niemand beweisen, daß seine Kugel dem Vagabund gegolten hatte, er hingegen konnte sie verderben, wenn sie feindselig gegen ihn auftrat.

Er warf das Haupt trotzig zurück und ein versteckter Hohn spiegelte sich auch in seinem Blicke und seiner Miene. „Was ist weiter dabei?“ spottete er. „Der Schuß war seit acht Tagen im Rohr, ich —“

„Was weiter dabei ist?“ fuhr die Baronin auf. „Ihr habt auf einen Menschen geschossen!“

„Das kann mir Niemand beweisen.“

„Hättet Ihr ihn getödtet —“

„So würden Sie mich in Schutz genommen haben, gnädige Frau.“

Jetzt war es an der Baronin, bestürzt zu werden. War es schon so weit gekommen, daß der Diener sie zur Mitschuldigen an einem Meuchelmorde machen zu dürfen glaubte?

„Es hätte ja Ihnen nur angenehm sein können, wenn der Mann gefallen wäre,“ fuhr der Jäger fort, „und ich meine, das Recht zu haben, auf solches Gesindel zu schießen, wenn es sich zur Nachtzeit im Parke zeigt.“

Die Baronin stützte sich auf die Lehne eines Sessels, die Gluth des Zornes färbte ihre Wangen.

„Ihr seid sehr kühn, eine solche Sprache zu führen,“ sagte sie barsch, „Eures Diensteifers und Eurer Pflichttreue wegen, will ich es Euch diesmal hingehen lassen, aber bedenkt in Zukunft, vor wem Ihr steht.“

Der Jäger biß sich auf die Lippe; diese Zurechtweisung kränkte und beleidigte ihn. „Das ist der Lohn für treue Dienste!“ erwiderte er bitter. „Aber gleichviel, ich hoffe dennoch den Lohn zu erhalten, der mir gebührt.“

„So böse war es nicht gemeint,“ sagte die Baronin einlenkend, „aber Ihr dürft den Respekt nicht vergessen. Vergeßt daneben auch nicht, daß Ihr kein Recht habt, auf einen

Menschen zu schießen, so lange Ihr ihn nicht auf frischer That bei einem Verbrechen ertappt und er Eurer Aufforderung sich zu ergeben, sich widersetzt."

Der Jäger wollte auffahrend antworten, ein befehlender Wink gebot ihm aber, zu schweigen und sich zu entfernen. Hätte die Baronin den tückisch boshaften Blick gesehen, der verstohlen sie traf, als der Jäger hinausging, so würde sie geahnt haben, daß auch dieser Mann mehr wußte, als ihr lieb sein konnte. —

Einige Minuten später saß sie der Verlobten Werner's gegenüber; sie hielt beide Hände des Mädchens gefaßt und blickte ihr schweigend in's Auge. „Es ist in der That wunderbar, daß ich mich so sehr zu Ihnen hingezogen fühle," sagte sie nach einer geraumen Weile, „ich kann Ihnen mit Worten nicht ausdrücken, wie sehr mich das freut. Ach, ich habe lange die Liebe und Theilnahme einer Freundin entbehren müssen."

„Das lag wohl nur an Ihnen," erwiderte Hedwig sanft; „hätten Sie eine Freundin gesucht, Sie würden sie gewiß gefunden haben."

Die Baronin schüttelte ablehnend das Haupt. „Wahre Freundschaft, mein Kind, findet man so selten," fuhr sie fort, „und ich habe zu viele bittere Erfahrungen gemacht, als daß ich mich hätte geneigt fühlen können, mein Vertrauen nochmals in die Wagschale zu werfen. Sie haben das wohl noch nie erfahren?"

„Nein, einige unbedeutende Vorfälle abgerechnet, die ich nicht als entscheidend gelten lassen kann. Aber ich hatte auch keine Gelegenheit dazu."

„Sie hatten nie eine Freundin?"

„Nein.“

Die Baronin rückte näher.

„Finden Sie es indiscret, wenn ich Sie bitte, mich in Ihr vergangenes Leben einzuweihen?“ fragte sie.

„Durchaus nicht,“ erwiderte Hedwig lächelnd; „aber ich glaube kaum, daß meine Mittheilungen Sie interessiren werden.“

„Mich interessirt Alles, was Sie betrifft.“

„Nun denn: Ich weiß nicht, wie weit mein Gedächtniß zurückreicht, aber ich meine, ich müsse in einem andern Welttheile als Amerika das Licht der Welt zuerst erblickt haben. Ich erinnere mich noch dunkel einer langen Reise auf einem großen Schiffe, ich vermeine noch jetzt gar oft das Rauschen des Wassers, das Plätschern der Wellen an den Schiffsplanken zu hören, dann kommt eine Lücke in meinen Erinnerungen, — vielleicht eine recht große Lücke, — ich weiß das nicht, ich entsinne mich, daß ich mit meiner Mutter in einer sehr eleganten Wohnung lebte, daß wir am Abend oft Besuch hatten und daß ich mitunter noch im Bette das Lachen und Plaudern der Herren und Damen hörte. Damals glaubte ich, wir seien recht reiche, vornehme Leute; die Gäste, welche uns besuchten, waren so elegant gekleidet, und in unserm Hause mangelte es nie an herrlichen Leckerbissen. Nun, meine Mutter war Schauspielerin und bezog ein hohes Honorar, mir ward das Alles und manches Andere später klar, als der Mangel sich einstellte.“

„Armes Kind!“ flüsterte die Baronin.

„Ach ja, die sieben mageren Jahre, welche nach den fetten kamen, waren hart und drückend. Meine Mutter hatte die Stimme verloren, und die Recensenten ruhten nicht,

bis sie ihre Entlassung erhielt. Wir mußten uns einschränken, die elegante Einrichtung wurde verkauft, wir mietheten eine kleine, bescheidene Wohnung und halfen uns durch, so gut es ging. Die Mutter nähte für andere Leute, ich mußte meine Zeit dem Tanzunterricht widmen. Wie oft habe ich sie gebeten, die Arbeit mit mir zu theilen, wie oft habe ich unter Thränen erklärt, daß ich keine Tänzerin werden wolle, — sie beharrte bei dem einmal gefaßten Entschlusse, und ich mußte gehorchen."

„So war es also nicht Ihr freier Wille, der Sie diese Bahn einschlagen ließ?"

„Nein, ich wäre lieber eine Nätherin geworden; ich konnte den gymnastischen Uebungen und Körperverdrehungen keinen Geschmack abgewinnen, aber die Mutter wollte es, ihr zur Liebe gab ich mir Mühe."

„Ihr zu Liebe?" fragte die Baronin. „Sagen Sie mir aufrichtig, war es wirklich Liebe oder war es Furcht, was Sie bewog, sich dem Entschluß ihrer Mutter so geduldig zu fügen."

Hedwig blickte eine Weile schweigend vor sich hin. „Ich habe sie recht lieb," entgegnete sie endlich; „aber ich verhehle auch nicht, daß ich ihre Strenge fürchtete."

Die Baronin nickte, es schien fast, als ob sie diese Antwort erwartet habe; wie Werner hatte auch sie rasch den Charakter und das Gemüth der Mistreß Sampson kennen gelernt.

„Im Laufe der Zeit fand sich denn auch die Liebe zur Sache selbst ein," fuhr Hedwig fort, „die Fortschritte, welche ich machte, und das Lob meiner Lehrer ermuthigten mich zu rastlosem Streben, und so durfte ich denn mit dem Vor-

gefühl des Erfolges zum ersten Male vor die Lampen treten. Anfangs befangen, verlor ich bald die Scheu, der Beifall des Auditoriums stachelte meinen Ehrgeiz, und der Erfolg meines ersten Debüts war für mich ein glänzender. Nicht aber für meine Mutter, sie schien noch mehr erwartet zu haben. Sie war unzufrieden, trotz aller Lobeserhebungen, die im reichsten Maße mir gezollt wurden, und als der Director des Theaters mir unter sehr günstigen Bedingungen ein Engagement anbot, wies sie es kurzweg mit der Bemerkung ab, daß ich die ersten Lorbeeren in Europa pflücken solle, vielleicht wüßten die Amerikaner dann später mein Talent besser zu schätzen. Ich war mit der Reise herzlich einverstanden, ungeheures Sehnen zog mich nach Deutschland, das mir so schön und anmuthig geschildert war."

Die Baronin lächelte. „Haben Sie es so anmuthig gefunden?" fragte sie.

„Ach ja, mich verlangt nicht nach Amerika zurück. Aber meine Mutter fand hier auch nicht, was sie suchte. Die Theater-Directionen in den größeren Städten zuckten die Achseln, sie kannten meinen Namen nicht, andere berühmte Gäste wurden überall mir vorgezogen. Das war die erste Enttäuschung, manche andere folgte ihr. Endlich fanden wir einen Director, der nach langem Feilschen und Zögern sich bereit erklärte, mich für einige Gastrollen zu engagiren, aber der Contrakt war noch nicht unterzeichnet, als ich meinen Verlobten kennen lernte. Ich sah ihn zuerst im Theater, ich bemerkte, daß er sich uns zu nähern wünschte und zürnte meiner Mutter, welche seine Annäherung nicht dulden zu wollen schien. Aber seine Liebe besiegte jedes

Hinderniß. Er kam, er stand mir gegenüber, er sagte nicht viel, und es bedurfte ja auch der vielen Worte nicht, denn wir liebten einander vom ersten Augenblick unserer Begegnung an. Der Kontrakt wurde vernichtet, ich warf ihn fröhlich lachend in's Feuer."

„Und Mistreß Sampson?" fragte die Baronin.

„Meine Mutter sah ein, daß — aber dort kommt sie, wir wollen ein anderes Thema wählen."

Mistreß Sampson trat in großer Toilette ein. Ihre Kleidung war weniger geschmackvoll, als auffallend; sie konnte auch jetzt noch die frühere Schauspielerin einer Bühne, wo die Kunst nur Künstelei ist, nicht verleugnen.

Die Baronin war ernst und nachdenklich geworden, denn die Mittheilungen Hedwig's boten ihr reichen Stoff, mit welchem ihre Seele sich beschäftigen konnte. Dunkle Ahnungen tauchten auf, Ahnungen, welche freilich noch jeder Begründung, jedes Haltpunktes entbehrten, aber gleichwohl das Gemüth der Baronin beschäftigten und erregten.

Mistreß Sampson wechselte mit ihrer Tochter einige Worte, und Hedwig entfernte sich. Die Baronin fuhr aus ihrem Sinnen empor, sie sah den kalten, stechenden Blick der Amerikanerin forschend auf sich gerichtet.

„Der Vater Hedwig's ist wohl schon lange todt?" fragte sie.

Mistreß Sampson seufzte. „Hedwig zählte vielleicht vier Jahre, als er starb," erwiderte sie.

„Und Sie wohnten mit Ihrem Gatten stets in Amerika?"

„Ja."

„Merkwürdig, daß das Mädchen Sehnsucht nach Deutschland empfand.“

„Hm — hat sie Ihnen das gesagt?“ fragte die Amerikanerin lauernd.

„Werner sagte es mir, als er über seine Braut mit mir redete.“

„Jenun, es läßt sich erklären. Hedwig war mit einer deutschen Familie befreundet, welche ihre Heimath nicht vergessen konnte. Da ist ihr viel Schönes erzählt und Manches übertrieben worden, ich kann nicht sagen, daß ich von Deutschland entzückt sei.“

„Oh — es bietet Ihnen doch viel Neues, Ueberraschendes, romantische Gegenden —“

„Haben wir drüben auch.“

„Dazu die Reise — es war wohl Ihre erste Reise zur See?“

„Allerdings.“

Die Baronin wußte genug; was sie erforschen wollte, hatte sie erfahren. Hedwig erinnerte sich einer großen Reise auf dem Wasser in den Tagen ihrer ersten Kindheit; Mistreß Sampson dagegen erklärte, nie eine solche Reise gemacht zu haben. Die Ahnungen der Baronin nahmen schon schärfere Umrisse an, aber sie blieben doch immer noch leere Ahnungen, welche sich nur an den Zug des Herzens und die dunklen Erinnerungen eines Kindes knüpften. Hatte nicht Mistreß Sampson gestern Abend gesagt, sie sei im Schloßparke durch einen Vagabund belästigt worden? — Laborde mußte diese Frau kennen, und ihn wollte sie fragen, vielleicht daß sie in seinem Gesicht eine Antwort, die ihr genügte, lesen konnte.

Kapitel VIII.

Der Vagabund hatte ernstlich über seine Angelegenheiten nachgedacht und gefunden, daß er nichts Besseres thun konnte, als sich den Bedingungen der Baronin zu fügen. Er bezweifelte keinen Augenblick, daß sie den Schuß auf ihn abgefeuert hatte, und dieser Vorfall bewies ihm, wessen die Baronin fähig sein würde, wenn er sie zur Verzweiflung brächte. Er sah ein, daß er mit ihr verloren war, wenn er seine Drohungen ausführte, und er beschloß, geduldig zu warten, bis sie ihr Wort einlösen und ihm die ausbedungene Summe zahlen konnte. Und er würde diesen Entschluß auch ausgeführt haben, wenn nicht ein Ereigniß eingetreten wäre, welches abermals seine Wuth entflammte und den Dämon der Leidenschaften in ihm entfesselte.

Er war am Nachmittage am Schlosse vorbei gekommen, nicht in der Absicht, einen Spaziergang zu machen, sondern weil er hoffte, die Baronin werde ihn sehen und sich ihres Versprechens erinnern. Er blickte zu den Fenstern hinauf und bemerkte Mistreß Sampson, welche mit höhnendem Lächeln auf ihn hinunterschaute. Er glaubte in ihrem Gesicht zu lesen, daß sie über ihn triumphirte und seiner Ohnmacht spottete, und dies erbitterte ihn so sehr, daß er, unfähig, seine Wuth zu bemeistern, in das Schloß eilte, um seinem Groll Luft zu machen.

Kurz vor der Treppe trat der Jäger ihm entgegen. „Wohin?“ fragte er barsch. „Treibt Ihr schon die Unverschämtheit so weit, daß Ihr ohne Erlaubniß in das Schloß eindringt?“

„Ich denke, diese Erlaubniß hat Jeder, wenn er die Thüre offen findet!“ fuhr Laborde auf.

„Gewiß, aber ich habe auch das Recht, Jeden vor die Thüre zu werfen, der —“

„Versucht es!“

Die drohende, trotzig herausfordernde Haltung des Vagabunden schien den Jäger einzuschüchtern.

„Ich bestreite dieses Recht,“ fuhr Laborde fort. „Ihr seid nur verpflichtet, der Herrschaft zu melden, daß ich mit ihr zu reden wünsche. Geht — sagt der Frau Baronin daß ich ihr eine sehr wichtige Mittheilung zu machen habe.“

Der Jäger maß den Vagabund mit einem sarkastischen Blick. „Hattet Ihr dazu nicht gestern Abend Zeit genug?“ fragte er spottend.

„Meldet mich und kümmert Euch nicht um Dinge, die Euch weiter nichts angehen!“

„Oho! Guter Freund, wenn Ihr diesen Ton anschlagt, werde ich kurzen Prozeß mit Euch machen. Wer hat gestern Abend im Park geschossen? Wenn ich dem Herrn Baron melde, daß gegen Euch der Verdacht eines Mordversuchs auf die Baronin vorliegt, wird für Euch das Brod nur noch im Gefängniß gebacken!“

„Oder für andre Leute!“ fiel der Vagabund ihm höhnend in's Wort. „Bevor Ihr diesen Schritt thut — aber was habe ich mit Euch zu schaffen! Wollt Ihr mich anmelden, oder nicht?“

„Ihr droht?“

„Ja, und ich habe ein Recht dazu. Wollt Ihr mir hier die Thüre schließen, so öffne ich sie mir durch andre Mittel!“

Der Jäger zuckte die Achseln; aber er weigerte sich nicht länger, das Verlangen des unangenehmen Gesellen zu erfüllen. Es lag ja auch in seinem Interesse, einstweilen den Vagabund zu unterstützen und dabei die Baronin zu beobachten. Er theilte ihr also den Wunsch Laborde's im Beisein der beiden Damen mit und erhielt die Weisung, das Schloß von dem Unverschämten zu säubern. Fritz hinterbrachte diese Antwort.

Diese Behandlung empörte den Vagabund, sie rief ihm die Ereignisse der jüngsten Tage in's Gedächtniß zurück, sie ließ ihn einen Vergleich ziehen zwischen ihm und dieser Dame, die ihm so verächtlich begegnete.

Inzwischen hatte der Jäger den Kutscher und einen anderen Diener herbeigeholt, und der Gewalt mußte Laborde weichen. Er hatte es sich selbst zuzuschreiben, daß er so unsanft hinausbefördert wurde und daß ein Lachen der boshaftesten Schadenfreude seinen Fall begleitete, aber weit entfernt, hierdurch gekränkt zu werden, dachte er nur daran, sich an der Baronin für diesen Schimpf zu rächen. Er hatte ihr eine Entdeckung machen wollen, welche für sie von hoher Wichtigkeit war, nicht, um ihr einen Gefallen zu erzeigen, sondern um Mistreß Sampson zu bestrafen, jetzt vergaß er die Beleidigung der Amerikanerin. Rache für den ihm jetzt widerfahrenen Schimpf, Rache für Alles, was sie, die Baronin, ihm angethan hatte: das war der einzige Gedanke, der ihn beselte.

Er blieb in der Nähe des Schlosses; hinter einer Hecke liegend, beobachtete er den Eingang. Er wollte warten, bis der Jäger das Haus verließ und dann auf's Gerathewohl seinen Weg suchen.

Der Abend dämmerte schon, als Laborde den Jäger hinausgehen sah. In der Nähe der Hecke jedoch blieb Fritz stehen, ein Landmann, dem Anscheine nach ein Pächter des Barons, redete ihn an. Sie wechselten nur wenige Worte mit einander, aber sie sprachen so laut, daß Laborde jedes Wort verstehen konnte. Der Pächter fragte, ob er mit dem Baron oder der gnädigen Frau reden könne, er habe ein Geschäft im Schlosse, und die Arbeit auf dem Felde erlaube ihm nicht, zu einer anderen Zeit als in der Dämmerstunde zu kommen. Der Jäger forschte ihn aus, Laborde erfuhr, daß der Pächter sechstausend Thaler in's Schloß brachte, ein Kapital, welches der Baron ihm vor einigen Jahren vorgestreckt hatte.

Das war eine sehr wichtige Entdeckung, die Baronin konnte sich jetzt nicht mehr dahinter verschanzen, daß sie nicht die Mittel besitze, ihr Wort einzulösen.

Der Pächter ging in's Schloß und kam erst nach einer halben Stunde aus demselben zurück; der Jäger war in die Schänke eingekehrt, die er voraussichtlich in der ersten Stunde noch nicht verlassen würde. Laborde erhob sich und näherte sich behutsam dem Eingange. Niemand sah ihn, es gelang ihm, unbemerkt sich hineinzuschleichen.

Rasch, jedes Geräusch vermeidend, stieg er die Treppe hinauf; die dicken Teppiche, welche auf den Treppenstufen und in den Korridoren lagen, dämpften den Schall seiner Tritte. Aber in welchem Gemach sollte er die Baronin suchen? Es war ein zu gewagtes Unternehmen, jede Thüre auf's Gerathewohl zu öffnen, denn begegnete er einem Diener oder dem jungen Baron, so hatte er das Spiel abermals verloren. Er entsann sich des Fensters, welches er, während er im Park die

Baronin erwartete, so hell beleuchtet gesehen hatte, er blieb stehen, um sich über die Lage dieses Gemachs zu orientiren und schritt dann auf die Thüre zu, die, wie er vermuthete, in dieses Gemach führte. Doch hatte er sie noch nicht erreicht, als plötzlich neben ihm eine Thüre geöffnet wurde. Bestürzt blieb er stehen, denn er sah sich der Baronin gegenüber, und an ihr vorbei fiel sein Blick in ein hohes dunkles Zimmer, dessen Einrichtung ihn sofort vermuthen ließ, das es das Arbeitszimmer des Barons sei.

Die Baronin stutzte, dann befahl sie ihm durch einen Wink, ihr zu folgen.

Sie führte ihn in dasselbe Gemach, in welchem er sie suchen wollte und schloß hinter ihm die Thüre. „Was sucht Ihr hier?“ fragte sie mit scharfer Betonung. „Wollt Ihr durch Eure Unverschämtheit mich zwingen —“

„Ereifert Euch nicht,“ fiel Laborde ihr in's Wort; „Eure Art und Weise, mit mir umzuspringen, wie der Hund mit dem Bettelsack, kann mich wahrhaftig nicht bewegen, Euch zu schonen. Ihr habt Euren Leuten befohlen, mich hinauszuwerfen —“

„Und das wird jetzt wieder geschehen, wenn Ihr nicht augenblicklich das Schloß verlaßt!“

Der Vagabund kreuzte die Arme auf der Brust; es lag eine Wildheit in seinem flammenden Blick, vor der die Baronin unwillkürlich erbebte. „Wo habt Ihr das Pistol?“ höhnte er. „Ich stehe ja vor Euch, jetzt werdet Ihr mich nicht fehlen können! Oder fürchtet Ihr, der Schuß könne Euch auf's Schaffot bringen? Bah, das Schaffot ist oft besser, als das Zuchthaus, Madame, vorzüglich für Euch, die stolze hochmüthige Dame. Wie schade, daß die Kugel

nur meinen Hut traf! Einige Zoll tiefer, so wäre die Gefahr der Entdeckung für immer beseitigt gewesen. Madame, erinnert Ihr Euch noch des Tages, an welchem wir Beide vor dem Altare standen, und der Priester unsere Ehe segnete? Was habt Ihr damals mir gelobt? Treue und Gehorsam, Freude und Leid redlich mit mir zu theilen! Und nun? Ihr habt entweder ein kurzes Gedächtniß, oder ein weites Gewissen, daß Ihr die Mordwaffe auf mich richten konntet."

„Ich habe sie nicht auf Euch gerichtet," erwiderte die Baronin ruhig, „so sehr auch der Schein gegen mich sprechen mag, mein Gewissen ist rein von dieser Schuld. Erinnert mich übrigens nicht an vergangene Zeiten —"

„Freilich, die Gegenwart ist schöner. Nun wohl, so denkt an die Zukunft und sorgt dafür, daß sie ebenso schön ist. Gebt mir das Geld, so werde ich gehen. Ich weiß, Ihr habt es, ein Pächter hat Euch vorhin sechstausend Thaler gebracht."

„Nicht mir, sondern meinem Gatten."

„Euer — der Baron ist krank, er empfängt Niemanden."

„Ihr gebt Euch den Anschein, sehr genau unterrichtet zu sein," spottete die Baronin, während sie sich langsam dem Tische näherte, auf welchem der Vagabund ein kleines Packetchen liegen sah; „wenn Ihr noch nicht wißt, daß ich nicht gedrängt sein will, so habt Ihr in den letztverflossenen Tagen nichts gelernt. Ich sagte Euch, morgen dürftet Ihr mich im Park erwarten, so geduldet Euch, denn ich werde mein Wort halten."

„Ich würde schon morgen früh abreisen —"

„Gebt Euch keine Mühe, Ihr werdet meinen Entschluß nicht ändern.“

„Das heißt mit andern Worten, Ihr seid nicht gesonnen, Euer Wort einzulösen, Ihr wollt mich so lange hinhalten, bis Ihr ein Mittel gefunden habt, mich zu beseitigen.“

Ein Blitz des Zornes fuhr über das Gesicht der Baronin. „Diese Absicht liegt mir fern,“ erwiderte sie gereizt, „ich habe andere Gründe für dieses Hinausschieben. Zum Ersten erbittert es mich, daß Ihr so unverschämt seid, mich bis hierher zu verfolgen; zum Zweiten verbietet mir die Klugheit, Euch das Geld jetzt auszuzahlen. Ich kann nicht wissen, ob Ihr unbemerkt das Schloß wieder verlassen werdet, und wenn meine Diener Euch sehen und ergreifen, so werden sie Euch für einen Dieb halten und Eure Taschen durchsuchen, womit wollt Ihr dann den Besitz einer so großen Summe rechtfertigen? Kommt morgen Abend in den Park, — hier liegt das Geld, ich werde es Euch bringen.“

Der funkelnde Blick Laborde's ruhte auf dem Päckchen, auf welches die Baronin deute.

„Ueberlaßt es mir, das Schloß unbemerkt zu verlassen,“ sagte er barsch, „für die geheime Zusammenkünfte im Park habe ich keine Liebhaberei mehr, seitdem ich die Entdeckung gemacht habe, daß man dort seines Lebens nicht sicher ist.“

„Geht — morgen werdet Ihr vernünftiger darüber denken,“ erwiderte die Baronin kühl. „Erinnert Ihr Euch einer Mistreß Sampson, welche früher in New-York wohnte?“

Laborde blickte überrascht auf. Hatte die Amerikanerin schon verrathen, daß sie ihn kannte, oder ahnte die Baronin bereits, daß sie der Erfüllung ihres sehnlichsten Wunsches

nahe war? Durch ihn sollte sie jedoch nichts erfahren, er wollte auch aus diesem Geheimnisse seinen Nutzen ziehen und es theuer verkaufen.

„Nein,“ sagte er kurz angebunden, „der Name ist mir unbekannt.“

„Denkt nach —“

„Ich kenne sie nicht.“

Prüfend ruhte der Blick der Baronin auf ihm, der Ton, den er anschlug, bewies ihr, daß er sie hinterging.

„Dann habe ich weiter nichts mehr zu sagen,“ entgegnete sie — „geht!“

Der Vagabund traf keine Anstalten, dieser Aufforderung nachzukommen, er verlangte vielmehr wiederholt die Zahlung des Geldes und äußerte die Absicht, nicht von der Stelle zu weichen, bis seine Forderung befriedigt sei. Die Baronin trat aber diesem Ansinnen mit Entschiedenheit entgegen uud endlich verlor sie die Geduld. Sie ergriff den Klingelzug und drohte dem Unverschämten, ihn hinauswerfen zu lassen, wenn er nicht freiwillig sich entferne, und ihre Haltung gab dieser Drohung einen so kräftigen Nachdruck, daß Laborde es für rathsam hielt, der Aufforderung Folge zu leisten.

Doch er hatte die Banknoten gesehen, und zu den übrigen schon entfesselten Leidenschaften gesellte sich die Habsucht. Er wollte mehr gewinnen, als diese Summe, die ihm unbedeutend schien im Vergleich zu der Macht, welche er über jene Frau besaß.

Er war hinausgetreten, während die Baronin in ihrem Gemache blieb. Als er die Treppe erreicht hatte, blieb er stehen. Eine zweite Treppe führte hinauf in die oberen

Stockwerke. Schnell warf er einen Blick hinter sich, Niemand war in der Nähe, Niemand beobachtete ihn. Behend schlich er die Treppe hinauf und nach einer kurzen Wanderung langte er auf dem großen und weiten Speicher an.

Hier, zwischen aufgestapelten schadhaften Möbeln und unbrauchbar gewordenem Hausgeräthe bot sich ihm manches Versteck, welches ihn vor Entdeckung schützen konnte. Die Baronin ahnte nicht im Entferntesten, welchen Plan der Vagabund gefaßt hatte, ja sie hielt es nicht einmal der Mühe werth, sich zu überzeugen, ob er das Schloß verließ.

Aber als das Aufwallen ihrer Erregung über die unerwartete Visite sich gelegt hatte, beunruhigte sie sich doch darüber, daß es diesem Menschen möglich gewesen war, so ganz unbemerkt sich in das Schloß hineinzuschleichen; auch erinnerte sie sich mit Sorge seines habgierigen Blickes bei Erwähnung der Banknoten und sie wollte einer Wiederholung dieses unangenehmen Besuchs vorbeugen. Sie beauftragte daher einen Diener, ihr den Jäger zu schicken, sobald derselbe heimkehre und ging dann in das Gemach ihres Gatten, um nachzusehen, ob er für die Nacht noch etwas bedürfe.

Der Kranke stand im Begriff sein Lager aufzusuchen. Ein mattes, trübes Lächeln erheiterte für einen kurzen Augenblick sein kummervolles Gesicht, als die Baronin im Tone der liebevollsten Theilnahme ihm sagte, daß sie von Werner die Nachricht erhalten habe, er werde in den ersten Tagen kommen.

„Es geht mit mir zu Ende," erwiderte er kopfschüttelnd; „wenn Werner nicht bald kommt —"

„Der Arzt war heute sehr zufrieden," unterbrach die

Baronin ihn, „er hofft Dich bald wieder hergestellt zu sehen.“

Der Baron schwieg, er kannte diesen Trost, auf den er keinen Werth mehr legte, seidem er selbst fühlte, wie hoffnungslos sein Zustand war.

„Wenn Werner käme und meine Wahl billigte, so wäre das noch einmal ein heller, warmer Sonnenstrahl für mich,“ sagte er nach einer Weile; „aber ich fürchte, er wird mir diese Freude nicht bereiten.“

„Und gesetzt, er kann es nicht, er hat sein Ehrenwort der jungen Dame verpfändet —“

„Sein Ehrenwort?“ fuhr der Baron in leidenschaftlicher Erregung auf.

„Nehmen wir die Dinge, wie sie sind, nicht wie sie sein könnten,“ unterbrach die Baronin ihn mit ruhigem, begütigendem Tone. „Miß Sampson soll nur einmal in New-York aufgetreten sein, ja man sagt, sie sei ein eben so tugendhaftes und liebenswürdiges als schönes Mädchen —“

„Wer sagt das? Hast Du Dich mit meinem Sohne verbündet —“

„Sei nicht bitter gegen mich, Franz. Ich hege nur den Wunsch, zwischen ihm und Dir zu vermitteln, dem drohenden Bruch vorzubeugen. Alles das, was Du ihm vorwirfst, habe ich Dir gesagt, als Du mich zu Deiner Gattin erheben wolltest; erinnerst Du Dich noch der Antwort, die Du mir gabst? Sei gerecht, was der Himmel zusammenfügt, soll der Mensch nicht scheiden.“

„Werner ist der Letzte unseres Namens —“

„Soll er deshalb sein Lebensglück, seine Ehre und seine

Selbsterhaltung den strengen Convenienzen des Adelsstolzes opfern? Wenn der Himmel unsere Ehe mit einem Kinde gesegnet hätte, würdest Du es weniger geliebt haben, weil ein Tropfen bürgerliches Blut in seinen Adern flöße? Sei gerecht, handle wie Dein Herz es Dir eingiebt, und bestehe nicht so eigensinnig darauf, daß der kalte, nüchterne Verstand allein die Entscheidung in dieser Angelegenheit treffen soll. Ich mache Dir einen Vorschlag: lasse Miß Sampson hierher kommen, ich werde sie einladen, einige Tage hier zu weilen, und Du siehst alsdann und prüfst sie —"

„Nein und tausendmal nein!" rief der Kranke barsch, der mühsam nach Athem rang. „Dieser ungerathene Sohn ist es, der mich in's Grab bringt; — ich will nichts wissen von der Tänzerin, und wenn er sich schon zu tief mit ihr eingelassen hat, soll er sie abfinden; ich stelle ihm das Geld dazu zur Verfügung. Aber nie soll sie die Schwelle meines Hauses —"

Die Baronin fing den sinkenden Gatten in ihren Armen auf; er war ohnmächtig. Ihr bangte sogar, daß die Aufregung ihn getödtet haben könne, denn sein Gesicht war erdfahl, nur auf der Stirne zeigte sich ein dunkelrother Streifen, der die Blässe der Wangen und Lippen noch greller hervortreten ließ; die Pulse stockten, eisig kalt waren die Hände. Nur der schwache, kaum merkbare Herzschlag verrieth noch das Leben.

Die Baronin bemühte sich, ihn in's Bewußtsein zurückzurufen und sie wusch mit einer stark duftenden Essenz ihm Stirne und Schläfen. Und als sie bei dieser Beschäftigung aufblickte, sah sie Werner auf der Schwelle des Zimmers.

Er stand in der geöffneten Thür und sah mit ängstlicher Besorgniß auf die Gruppe.

Die Baronin winkte ihm, daß er sich entfernen möge, weil sie einen Rückfall befürchtete, wenn der erste Blick des erwachenden Kranken auf denjenigen fiel, der ihm so große Sorgen und so schweren Kummer bereitete. Werner verstand diesen Wink und mit schwerem Herzen trat er zurück, als er bemerkte, daß sein Vater aus der Ohnmacht erwachte.

Der alte Herr schien sich der Ursache dieses Zufalles nicht mehr zu erinnern. Er kleidete sich langsam aus und ging zu Bette; auf jenes Thema kam er nicht mehr zurück.

Im Cabinet fand die Baronin ihren Stiefsohn. Dieser reichte ihr mit Worten des Dankes die Hand; er war unbemerkt Zeuge der Unterredung gewesen.

„Ich wollte selbst mit meinem Vater in schonender Weise darüber reden," sagte er, als Antwort auf den fragenden Blick der Baronin; „ich wollte mir den Anschein geben, als sei ich so eben eingetroffen und im Laufe der Unterhaltung die Rede auf meine Braut zu bringen suchen. Ich trat in das Cabinet und hörte ihre Stimme, ich vernahm meinen Namen; können Sie mir zürnen, daß ich stehen blieb, um zu lauschen?"

„Nein," erwiderte die Baronin ruhig, „es ist mir lieb, daß Sie nun mit eigenen Ohren gehört haben, wie Ihr Vater über diese Angelegenheit denkt."

„Und nach dem zu urtheilen, was ich gehört habe, muß ich befürchten, daß er diese Ansicht niemals ändern wird."

„Hoffen Sie. Vielleicht giebt er dennoch nach, wenn er

die Ueberzeugung gewinnen muß, daß er die Thatsache nicht mehr ändern kann."

„Ja, ja, aber ich gestehe Ihnen offen, daß auch mir diese heimliche Trauung nicht zusagt. Meine Ehre, mein Stolz, sträuben sich dagegen — und dann fürchte ich die Schwierigkeiten nicht überwinden zu können."

„Schwierigkeiten?" fragte die Baronin erstaunt.

„Ja, alle Papiere sind in der schönsten Ordnung, es fehlt nur die Einwilligung meines Vaters und —"

„Nun?"

„Das Gesetz verlangt sie."

„Bah — das nennen Sie eine Schwierigkeit, welche Sie muthlos machen kann?" erwiderte die Baronin achselzuckend.

„Gewiß; ich war bei unserem Pfarrer und er verlangt absolut diese Einwilligung."

„Nun, mit Gold —"

„Er ist unbestechlich, das Aufgebot soll der Trauung vorhergehen —"

„So lassen Sie sich nur bürgerlich trauen!"

„Auch dazu bedarf ich der väterlichen Zustimmung. Dann aber auch sehe ich voraus, daß Hedwig unter allen Umständen die kirchliche Trauung verlangen wird."

„So versuchen Sie es in der Residenz," rief die Baronin. „Ich glaube, Sie finden dort einen Geistlichen, der —"

„Und wenn ich ihn fände, gnädige Frau, so würde ich keine Achtung vor ihm haben können. Ich weiß mir in diesem Punkte nicht zu helfen. Ich habe jetzt so eigene Begriffe von der Heiligkeit der Ehe, vielleicht hat meine innige Liebe zu Hedwig und der Verkehr mit diesem reinen, kind-

lich frommen Mädchen sie mir eingeimpft; früher waren meine Ansichten darüber, ich gestehe es, ziemlich leichtfertig. Ich denke, der gerade Weg ist der beste, ich will morgen meinen Vater besuchen und allmälich im Laufe der nächsten Tage ihn vorbereiten. Wenn ich nur so viel erreiche, daß er mir erlaubt, meine Braut ihm vorzustellen, so hoffe ich, das Spiel schon zur Hälfte gewonnen zu haben."

Die Baronin schüttelte zweifelnd das Haupt, aber Werner beharrte bei diesem Entschlusse.

Er ging zu seiner Braut, die Baronin suchte Mistreß Sampson auf.

Ihre Ahnungen hatten im Laufe des Tages theils durch Mittheilungen Hedwig's, theils durch Aeußerungen der Amerikanerin so manche Bestätigung gefunden, daß sie das Verlangen fühlte, so bald als möglich Gewißheit zu erhalten. Sie wollte die Amerikanerin überrumpeln und direct, ohne Umschweife ihr zu Leibe rücken.

Mistreß Sampson war allein; Werner und Hedwig befanden sich in einem andern Zimmer. Die Baronin ging Anfangs auf eine Unterhaltung über die Witterung und andere alltägliche Thema's ein, dann brachte sie plötzlich das Gespräch auf Laborde. „Wenn ich nicht irre, sagten Sie gestern, der Vagabund sei aus früheren Zeiten her Ihnen bekannt," nahm sie das Wort und der Ton ihrer Stimme klang so gleichgiltig und absichtslos, daß Mistreß Sampson keinen Argwohn schöpfen konnte.

„Sagte ich das?" fragte die Amerikanerin aufblickend.

„Ich glaube — ja."

„Der Vagabund interessirt Sie?"

„Nein, aber ich habe mich einmal seiner angenommen

und werde nun auch versuchen, ihn der menschlichen Gesellschaft zurückzugeben."

„Ich fürchte, daß dieser Versuch scheitern wird."

„Es ist möglich."

„Und dann ist Undank Ihr Lohn. Schreckt das Sie nicht zurück?"

„Nein. Wohnte nicht Laborde früher in New-York?"

Mistreß Sampson nickte bejahend.

„Wenn ich nicht irre, unter einem Dache mit Ihnen?"

„Das weiß ich nicht mehr," sagte die Amerikanerin rasch; „es ist schon sehr lange her."

„Ganz recht, sechszehn Jahre ungefähr."

Mistreß Sampson bemühte sich sichtbar ihre Unruhe zu verbergen, und die Baronin, welche am Fenster stand, betrachtete sie verstohlen.

„Hat er Ihnen das Alles gesagt?" fragte sie.

„Theilweise, das Uebrige entnahm ich aus Ihren Aeußerungen."

„Aber ich erinnere mich doch nicht —"

„Daß Sie darüber mit mir gesprochen haben? Verzeihen Sie, wie könnte ich es wissen, wenn dies nicht der Fall gewesen wäre?"

„Nun, es mag sein," lenkte Mistreß Sampson verwirrt ein; „aber ich erinnere mich in der That nicht mehr, daß jener Mann in einem Hause mit mir gewohnt haben soll. Ich entsinne mich seiner nur noch dunkel als eines Schwindlers, der schon damals tief gesunken war und eines Verbrechens wegen New-York heimlich verlassen mußte."

„Ganz recht, er reiste ab, ohne sein Kind mitzunehmen."

„Ah — er hatte ein Kind?" fragte die Amerikanerin, die,

trotzdem sie eine gute Schauspielerin gewesen war, durch ihr erheucheltes Erstaunen die scharfblickende Baronin nicht täuschen konnte.

„Allerdings — ein Mädchen."

„Ach — das arme Geschöpf! Nun, dann wissen Sie vielleicht auch, was aus dem Kinde geworden ist?"

„Ich weiß es."

Mistreß Sampson fuhr erschreckt zusammen. Der feste sichere Ton, in welchem die Baronin diese drei Worte sprach, verfehlte die beabsichtigte Wirkung nicht. Aber schnell wieder gefaßt, lächelte die Sampson ungläubig. „Nun, es wird dem armen Kinde ergangen sein, wie so mancher armen Waise, die —"

„Gottlob nein," unterbrach die Baronin, ie hat ein besseres Loos gezogen."

„Das freut mich!"

„Eine Dame nahm sich des Mädchens an."

„Ach — eine reiche und vornehme Dame? Das wäre ja ein vortrefflicher Stoff für einen Roman."

„In der That, Madame, und Sie würden darin eine hervorragende Rolle spielen."

„Ich?" fragte Mistreß Sampson erstaunt. „Sie belieben zu scherzen."

„Durchaus nicht."

„Dann muß ich —"

„Erlauben Sie. Sie sind diese Dame, welche sich des verlassenen Kindes annahm."

Das Erstaunen der Amerikanerin äußerte sich zu unnatürlich, als daß es hätte täuschen können. „Da muß ich doch sehr bitten," sagte sie, „Sie erzählen mir da Ereignisse

aus meinem Leben, — von denen mir durchaus nichts bekannt ist!“ Sie sagte das in einem harten, trockenen, fast feindseligen Tone.

„Und dennoch beruhen meine Mittheilungen auf Wahrheit,“ erwiderte die Baronin ruhig.

„Hm — die Quelle, aus der Sie schöpfen —“

„Beenden wir diese Comödie, Madame!“ sagte die Baronin scharf. „Hedwig ist jenes Kind, die Tochter Laborde's. Sie nahmen sich ihrer an, als ihr gewissenloser Vater sie verließ. Weshalb wollen Sie es leugnen? Hedwig erinnert sich noch dunkel der Reise, welche sie mit ihrem Vater machte, als er nach Amerika flüchten mußte, und Sie erklären, niemals mit dem Kinde eine solche Reise gemacht zu haben.“

Mistreß Sampson hatte sich rasch von ihrem Sitz erhoben; ihre Wangen waren bleich geworden, aber in ihren Augen blitzte Zornesgluth. „Mit welchem Rechte Sie mir das sagen können, weiß ich nicht,“ erwiderte sie, mühsam ihre Aufregung beherrschend. „Sie beschimpfen mich durch die Behauptung, daß Hedwig nicht meine Tochter sei, und nicht mich allein, auch mein Kind trifft dieser Schimpf! Ich werde dieses Haus morgen wieder verlassen —“

„Aber mein Gott, weshalb ereifern Sie sich so sehr?“ fragte die Baronin kühl. „Wenn meine Vermuthungen falsch sind, so genügen ja wenige Worte, mich darüber aufzuklären.“

„Ach — es sind nur Vermuthungen?“ erwiderte Mistreß Sampson erleichtert. „Aber gleichviel, es sind kränkende Vermuthungen, Frau Baronin. Hedwig ist meine Tochter,

und ich will den sehen, der mir das Gegentheil beweisen kann!"

„Das könnte nur Laborde."

„Und wenn er es könnte, glauben Sie etwa, ich würde dem Vagabund das Kind zurückgeben?"

In den Augen der Baronin leuchtete es auf, die Amerikanerin hatte sich verrathen. „Nein, ich glaube es nicht," erwiderte sie, „und Hedwig würde schwerlich ihn als ihren Vater anerkennen. Reden wir einstweilen nicht mehr darüber."

Mistreß Sampson schien das auch zu wünschen, sie erklärte noch einmal, daß Hedwig ihre Tochter sei und äußerte darauf den Wunsch, sich in ihr Gemach zurückzuziehen.

Es war spät geworden, und auch die Baronin ging in ihr Zimmer, nachdem sie mit dem Brautpaare, welches plaudernd und berathend noch beisammen saß, einige herzliche Worte gewechselt hatte.

Jetzt fehlte der Mutter, die ihr Kind wiedergefunden, nur noch Eins: die Bestätigung aus dem Munde Laborde's, und sie hoffte ihn dazu zu bewegen. Und dann? Durfte sie ihr Kind öffentlich anerkennen, durfte sie überhaupt ihm die Vergangenheit enthüllen? — Es war ein schmerzlicher Gedanke, darauf verzichten zu müssen, schweigend anzusehen, daß eine Fremde ihre Stelle vertrat, und die Liebe forderte und empfing, welche ihr gebührte! Die Baronin dachte nicht mehr an das Codicill, ihr eigenes Kind wollte sie nicht berauben, ihr ganzes Sinnen war jetzt nur noch darauf gerichtet, das Brautpaar, gleichviel auf welchem Wege, seinem Ziele entgegenzuführen.

Kapitel IX.

Der Jäger hatte an diesem Abend in der Schänke der Flasche wacker zugesprochen. Er kam spät in's Schloß zurück; seine Wohnung, in der er schlief, lag im Park. Im Schlosse erwartete ihn die Nachricht, daß die Baronin mit ihm zu reden wünsche und der Diener fügte hinzu, daß es wohl etwas Wichtiges und Dringendes sein müsse, da die gnädige Frau sehr aufgeregt gewesen sei. Die Baronin kam eben von dem Brautpaare, als der Jäger eintrat.

Im ersten Augenblick erinnerte sie sich nicht mehr des Befehls, dann aber kehrte ihre Unterredung mit Laborde ihr in's Gedächtniß zurück. „Ich wollte Euch nur sagen, Fritz, daß Ihr im Schlosse übernachten sollt," versetzte sie; „überhaupt wäre es mir sehr angenehm, wenn Ihr das Schloß nicht verließet, so lange der Vagabund noch in der Gegend weilt."

Der Jäger konnte ein spöttisches Lächeln nicht unterdrücken und, in der gehobenen Stimmung, in welcher er sich befand, fühlte er sich sehr geneigt, die Baronin sein Uebergewicht fühlen zu lassen. Er wollte sie schon jetzt darauf vorbereiten, daß er ihr Geheimniß kannte; daß er entschlossen war, nach der Beseitigung Laborde's die Stelle desselben einzunehmen.

„Dieser Befehl eröffnet mir die Aussicht auf eine Gefangenschaft, welche vielleicht Jahre währen kann," sagte er, „der Vagabund wird —"

„Schweigt!" fiel die Baronin entrüstet ihm in's Wort. „Es ziemt Euch nicht, meine Befehle zu kritisiren; Ihr habt zu gehorchen!"

Auf der Stirne des Jägers schwollen die Adern an. „Es könnte eine Zeit kommen, in der ich das Sklavenjoch abschüttele, gnädige Frau," fuhr er fort, „beherzigen Sie das und —"

„Ihr droht mir? Wie könnt Ihr wagen, diese Sprache zu führen? Wenn Ihr das Joch abschütteln wollt, in Gottes Namen, morgen früh werde ich mit Euch abrechnen!"

„Sie?" fragte der Jäger mit trotzigem Hohn. „Ich stehe im Dienst des Herrn Baron; er allein ist berechtigt, mich zu entlassen!"

Die Baronin wandte ihm mit einem Blick der Verachtung den Rücken. „Der Herr Baron hat mir alle Geschäfte übertragen, ich entlasse Euch!" sagte sie gemessen. „Den Lohn, welchen Ihr noch zu fordern habt, werde ich Euch auszahlen."

In den Augen des Dieners funkelte eine tückische Bosheit. „Vorher werde ich mit dem Herrn Baron einige Worte reden," entgegnete er. „Ich will ihm den Grund meiner Entlassung mittheilen."

„Das ist unnöthig, ich werde ihm sagen, daß Eure Frechheit mich genöthigt habe, Euch die Thüre zu zeigen. Und jetzt hinaus!"

Der Jäger zuckte gleichmüthig die Achseln. „Erlauben Sie mir noch einige Worte," sagte er. „Sie glauben, mit mir kurzen Prozeß machen zu können, so rufen Sie doch den jungen Herrn, daß er mich hinauswirft. Er wird die Gelegenheit, Rache an mir zu nehmen, willkommen heißen, und mir liegt in der That nichts daran, ob ich heute oder morgen dieses Haus verlassen muß. Es fragt sich nur noch, in welcher Weise ich für immer Abschied nehmen soll."

„Ihr pocht wohl auch auf die Aeußerungen des boshaften Verleumders —“

„Hm — ich ziehe es vor, mich auf Beweise zu stützen. Sie wissen, daß ich auf den Burschen geschossen habe, Sie müssen also auch wissen, daß ich mich in der Nähe befand, während Sie mit diesem Menschen unterhandelten.“

Die Baronin erschrak; an die Möglichkeit, daß Fritz die Unterredung belauscht haben könne, hatte sie noch nicht gedacht.

„Nun? Was weiter?“ fragte sie scharf.

„Was weiter? Ich habe, Gottlob! ein sehr scharfes Gehör, Frau Baronin, und ich versichere Sie, daß mir nicht ein einziges Wort entgangen ist. Wenn man aber das Glück hat, eine Goldgrube zu entdecken, so wäre man ein Narr, wenn man sie nicht ausbeuten wollte. Und jetzt denken Sie gütigst noch einmal nach über die Worte, welche Sie vorhin —“

„Glaubt Ihr, das werde meinen Entschluß ändern?“ fiel die Baronin, mühsam ihre Erregung bemeisternd, ihm in's Wort. „Eure Drohungen erschrecken mich so wenig, wie die des Vagabunden!“

„Und doch haben Sie dem Letztern die Kleinigkeit von fünftausend Thaler geboten, wenn er diese Gegend für immer verlassen wolle. Gnädige Frau, hoffen Sie nicht, daß Laborde sich mit dieser Summe begnügen wird; er weiß sehr genau, daß Sie noch größere Opfer bringen werden, um sein Schweigen zu erkaufen. Er wird bleiben trotz der ihm gestellten Bedingungen, trotz Ihrer Drohungen. Und wenn er geht, so wird er zurückkehren, sobald

das Geld verjubelt ist; er wird die Unverschämtheit so weit treiben, ein Obdach in diesem Schlosse zu verlangen. — Das läßt sich ja Alles machen, Sie geben ihn für Ihren Bruder aus, übertragen ihm die Verwaltung der Güter, so weit sie nach dem Tode des Barons Ihr Eigenthum bleiben und räumen ihm vielleicht auch die Rechte ein, welche er gesetzlich beanspruchen kann."

Die Baronin schwieg; der Hohn, den sie anhören mußte, trieb ihr die Galle in's Blut. Sie hätte mit der Peitsche diesen Mann züchtigen mögen, aber es lag doch auch viel Wahres in seinen Worten.

„Ich will Sie von diesem Menschen befreien," fuhr der Jäger nach einer kurzen Pause fort; „zahlen Sie mir die doppelte Summe, so soll jede Gefahr für Sie beseitigt werden. Ich wandre nach Amerika aus; Laborde ist ein todter Mann, ehe ich gehe, und Sie können wieder aufathmen. Zehntausend Thaler sind für Sie eine geringe Summe, und wenn Sie's bedenken, so müssen Sie den Lohn niedrig finden."

Mit dem Ausdruck des Abscheus und der Entrüstung ruhte der Blick der Baronin auf dem Jäger. „Ist es schon so weit gekommen, daß Ihr mir ein Bündniß anbietet, welches durch einen Meuchelmord befestigt werden soll?" fragte sie.

„Bah — diese Skrupel —"

„Habe ich gefehlt, so will ich die Strafe erdulden; die Bahn des Verbrechens betrete ich aber nicht! Geht, ich mag mit Euch nichts zu schaffen haben!"

Ein höhnischer Zug fuhr über das Gesicht des Jägers, während eine Geberde der Geringschätzung bekundete, daß er auf diese Weigerung kein Gewicht legte.

„Lassen wir also das Bündniß bei Seite," sagte er kalt; „gesetzt ich bringe Ihnen die Nachricht, daß Laborde seinem Leben ein Ende gemacht habe, — hören Sie wohl, daß er selbst sich erschossen, erhängt oder ertränkt habe, würde diese Nachricht Ihnen den geforderten Preis werth sein?"

„Nein!"

„Ich wiederhole Ihnen —"

„Und ich sage Euch nochmals: Nein! Mein Entschluß ist gefaßt. Ich will der Sache ein Ende machen, gleichviel, welche Folgen mir daraus erwachsen."

„Denken Sie darüber nach, morgen früh werden Sie einen andern Entschluß gefaßt haben." Fritz entfernte sich.

Die Baronin sank vernichtet in einen Sessel. Sie fühlte, daß der Boden unter ihren Füßen wankte und zusammenbrach; das Verhängniß trieb sie dem Abgrunde näher und näher, und sie sah ein, daß sie ihm nicht mehr entrinnen konnte. Wohl hatte auch sie einmal daran gedacht, daß der Tod Laborde's sie retten könne, und das Anerbieten des Jägers wäre vielleicht nicht so schroff zurückgewiesen worden, wenn er es einige Tage früher ihr gemacht hätte. Aber was gewann sie durch dieses Bündniß? Nicht allein der Jäger kannte ihr Geheimniß, auch Werner ahnte es schon. Und durfte sie jemals ihrem wiedergefundenen Kinde wieder in's Auge schauen, wenn — — nein, nein, sie schauderte zurück vor diesem Verbrechen, sie wollte offen ihre Schuld bekennen, es gab ja eine Entschuldigung und Rechtfertigung für sie, welche ihr Gatte und ihr Kind gelten lassen mußten. Sie hatte gefehlt, schwer gefehlt, aber sie wollte diesen Fehltritt sühnen, ihrem Gatten Alles entdecken und seinem Urtheil sich unterwerfen.

Dieser Entschluß beschwichtigte den Sturm, der in ihrer Seele tobte, und mit einer Ruhe und Freudigkeit, welche sie lange entbehrt hatte, sah sie dem neuen Morgen entgegen. Wenn auch das Schlimmste eintrat, wenn sie das Schloß mit dem Gefängniß vertauschen mußte, um vor den Schranken des Gerichts sich zu verantworten, so blieb ihr doch ein Trost, der sie mit diesem Sturze versöhnte, der, daß sie ihr Kind umarmen durfte.

Werner und Hedwig sollten zuerst das Geheimniß erfahren, ihren Gatten wollte sie allmählig auf dasselbe vorbereiten.

Der Jäger konnte nicht glauben, daß die Baronin diesen Entschluß fassen und an ihm festhalen werde. Er hegte die feste Ueberzeugung, daß sie auf seinen Vorschlag eingehen werde, und er dachte schon über die Mittel nach, das Verbrechen so schlau und gewandt auszuführen, daß weder auf ihn, noch auf die Baronin der leiseste Verdacht fallen konnte.

Die Schlafzimmer für die Dienerschaft befanden sich im oberen Stockwerk, Fritz hatte schon oft im Schlosse übernachtet und für solche Fälle war ihm ein Zimmer angewiesen, welches neben der Treppe lag, die zum Speicher hinaufführte. Seine Pläne hielten den Schlaf fern. Nur halb entkleidet auf dem Rande seines Bettes sitzend, beschäftigte er sich nur mit ihnen. Wenn er den Vagabund unter irgend einem Vorwande in den Park lockte und ihn hier plötzlich überfiel, so unterlag es keinem Zweifel, daß es ihm mit leichter Mühe gelingen werde, den stets halb berauschten Mann zu erdrosseln. Und wenn man später die Leiche dieses Menschen am Aste eines Baumes hängend fand, wer

wollte bezweifeln, daß der Vagabund selbst seinem Leben ein Ende gemacht habe?

Oder aber, wenn der Jäger ihn an den Mühlenteich lockte, der in der Nähe lag und ihm hier einen kräftigen Stoß gab, der ihn von dem abschüssigen Ufer in's Wasser hinunterstürzte — nein, da war der erste Plan besser, weil er einen schnelleren und sicheren Erfolg versprach. Der Jäger fuhr aus seinem Brüten plötzlich auf, denn es war ihm, als habe er die Speichertreppe knarren gehört. Er horchte gespannt; — wer konnte in später Nacht dort oben noch etwas zu schaffen haben? Wieder knarrte die Treppe, der Jäger erhob sich. Er hörte jetzt deutlich die schweren Tritte eines Mannes, rasch ergriff er seinen Hirschfänger. Die Diener waren längst zu Bette gegangen, er wußte es. Leise öffnete er die Thüre und er bemerkte am Ausgange des Corridors eine dunkle Gestalt, welche im nächsten Augenblicke verschwand. Furcht kannte Fritz nicht. Schnellen, aber leisen Trittes folgte er dem Manne, eine unbestimmte Ahnung tauchte in seiner Seele auf. Er erinnerte sich, daß er den Vagabund nicht in der Schänke gesehen hatte, es war ja möglich, daß Laborde dieser Mann war.

Und wenn er es war?

Der Jäger hielt den Griff des Hirschfängers fest umfaßt, denn diese Gelegenheit machte jeden anderen Plan überflüssig. Vor der Thüre des Cabinets erreichte er ihn. Laborde wandte erschreckt sich um, Auge in Auge standen die Beiden einander gegenüber.

Durch das hohe Bogenfenster goß der Mond sein Dämmerlicht über den Corridor, der fahle, unsichere Schein fiel auf die Züge des Jägers, in dessen Augen triumphirender Hohn leuchtete.

Nur einen kurzen Augenblick währte dieses stumme Anschauen, dann warf Laborde sich auf seinen Gegner, der, auf diesen Angriff vorbereitet, rasch zurück trat und mit Blitzesschnelle dem Vagabund die Klinge in die Brust stieß.

Mit einem gellenden Schrei sank Laborde nieder. Stöhnend und schreiend wälzte er sich auf dem Teppich, den er mit seinem Blute färbte; sein Geschrei mußte Alle wecken.

„Teufel, ich hätte ihn besser treffen sollen!" murmelte der Jäger wüthend und schon hatte er die Klinge wieder erhoben, um dem Verwundeten den letzten Rest zu geben, als mehrere Thüren geöffnet wurden und heller Lichtglanz auf den Mörder und sein Opfer fiel.

Jetzt rief auch Fritz um Hilfe, er mußte ja den Mord verantworten. — Werner, Mistreß Sampson und die Baronin standen vor ihm, auch die Diener eilten herbei.

„Was ist hier vorgegangen?" fragte Werner scharf.

„Sie sehen es," erwiderte Fritz mit einer Ruhe, die an Trotz streifte, „ich ertappte den Burschen bei dem Vorhaben, diese Thüre zu öffnen."

Der Blick Werner's ruhte durchdringend auf der Baronin, die sich einer Ohnmacht nahe fühlte.

„Gab es kein anderes Mittel, sich seiner Person zu bemächtigen, als dieses?" fuhr der Baron fort. „Er ist unbewaffnet —"

„Aber er warf sich auf mich; er würde mich erwürgt haben, wenn ich nicht von meiner Waffe Gebrauch gemacht hätte."

Auf der Schwelle seines Cabinets stand auch der alte Baron von Waldstett, er glich einem aus dem Grabe auferstandenen Todten. Die Baronin eilte auf ihn zu.

„Ein Dieb,“ sagte sie leise, „Fritz hat ihn ertappt und verwundet. Der Kutscher soll sofort ein Pferd satteln und den Arzt holen,“ rief sie den Dienern zu; „bringt den Verwundeten —“

„Ich werde für ihn Sorge tragen,“ fiel Werner ihr mit eisiger Kälte in's Wort. „Geh' zur Ruhe, Vater, morgen früh eile ich in Deine Arme.“

Einige Diener hoben den Verwundeten, der in tiefer Ohnmacht lag, auf. Werner gebot ihnen durch einen Wink, ihn in das Zimmer zu tragen, welches er selbst bewohnte.

Die Baronin bemühte sich, ihren Gatten zu überreden, daß er in das Cabinet zurücktreten möge; sein Blick ruhte unverwandt auf seinem Sohne, und als sie der Richtung dieses Blickes folgte, bemerkte sie mit Bestürzung, daß hinter dem jungen Herrn Miß Sampson stand.

„Komm',“ sagte die Baronin zu ihrem Gatten, „dieser Anblick muß Dich erschüttern.“

Willenlos folgte der alte Herr ihr, während Werner die Diener begleitete, welche den Verwundeten trugen.

In seinem Cabinet nahm der Kranke im Sessel Platz. „Wer ist die junge Dame?“ fragte er.

Die Baronin blickte ihn aufmerksam an; war er wirklich so ruhig, wie er sich den Anschein gab?

Sie bemerkte in seinem Antlitz nichts, was auf innere Unruhe deutete, und doch mußte er bereits errathen haben, daß diese Dame die Tänzerin war.

Sollte die Baronin jetzt schon mit ihren Bekenntnissen beginnen? Die Verwundung Laborde's hatte sie verwirrt, wie nahe lag die Möglichkeit, daß der Verwundete sie der Mit-

wissenschaft beschuldigte! Hatte sie nicht schon in dem Blick und der Miene Werner's gelesen, daß er sie dieses Verbrechens anklagte? Vor allen Dingen mußte dieser Vorfall aufgeklärt werden, ehe sie mit ihrem Geständniß hervortrat.

„Wer ist die junge Dame?“ fragte der Baron noch einmal.

„Sie begleitet Werner,“ erwiderte die Baronin ausweichend; „man sagt, sie gleiche mir in ihrer äußeren Erscheinung.“

„Also die Tänzerin!“

„Sei gerecht, Franz.“

„Ich werde es sein. Ihr Alle habt Euch gegen mich verbunden, auch Du hast mich betrogen!“

Die Baronin erschrak.

„Du hast Werner begünstigt, die Tänzerin aufgenommen, ha — ich durchschaue den Plan, man wollte durch List und Betrug —“

„Wirf auf mich Deinen ganzen Groll, aber sei gerecht gegen Deinen Sohn und das Mädchen; die Absicht, Dich zu überlisten und zu betrügen, liegt ihnen fern. Ich möchte mit Dir über andere Dinge reden, willst Du mir eine Viertelstunde schenken?“

Der Baron blickte finster vor sich hin.

„Betrifft es die Tänzerin?“ fragte er scharf.

„Nur zum Theil —“

„So warte bis morgen.“

„Ein Geheimniß, welches ich Dir bisher verschwieg —“

„Ich erfahre es morgen zeitig genug und es wird mich auch nicht beunruhigen, wenn ich es nie erfahre.“

„Du wirst mir fluchen.“

„Dir?"

Der Baron blickte betroffen auf, dann ließ er lächelnd das Haupt wieder sinken.

„Wie könnte ich das?" sagte er leise. „Dir danke ich so unendlich viel — nein, Jenny, und wenn ich gerechte Ursache dazu hätte, ich würde es dennoch nicht thun."

„So höre —"

„Nein, nein, morgen. Ich will wieder zu Bett gehen; sage Werner, daß ich ihn morgen früh erwarte. Und dann erkundige Dich genau über das Vorgefallene, wenn Fritz strafbar ist, so soll ihm der Prozeß gemacht werden."

Die Baronin versuchte noch einmal, ihren Gatten zum Anhören ihres Bekenntnisses zu bewegen, aber er beharrte bei seiner Weigerung.

Sie verließ ihn mit dem Versprechen, allen Anordnungen die er gewünscht hatte, nachzukommen.

Werner erwartete sie vor der Thüre des Cabinets, er bat sie, ihm eine kurze Unterredung zu bewilligen. Sie führte ihn in ihr Gemach; der kalte, gemessene Ton, in welchem er mit ihr redete, beunruhigte sie.

„Vor allen Dingen sagen Sie mir, wie befindet sich der Verwundete?" nahm sie das Wort.

Werner zuckte die Achseln. „Er ist noch immer bewußtlos," erwiderte er; „nach meiner Ansicht wird er schwerlich die Nacht überleben."

„Der Diener, welcher den Arzt holen soll —"

„Ist längst fort; er kann erst in einer Stunde mit dem Arzte hier sein."

„Und Fritz?"

„Ueber ihn wollte ich mit Ihnen reden," sagte Werner,

den Blick durchdringend auf sie richtend. „Sie sind einst-weilen hier noch die Herrin —"

„Sie haben ihn nicht sofort verhaften lassen?" unterbrach die Baronin ihn.

„Nein, gnädige Frau."

„Aber mein Gott, weshalb nicht?"

„Weil ich nicht wußte, ob Sie damit einverstanden sein würden."

Werner sagte das, als ob er jedes Wort gleich einer zweischneidigen Klinge in das Herz seiner Stiefmutter fahren lassen wolle, und die Baronin mußte seine Absicht erkennen. Das Blut schoß ihr in die Wangen, dann wich die jähe Röthe wieder der Todesblässe.

„Herr Baron, reden Sie offen mit mir," sagte sie, „ich liebe die versteckten Andeutungen nicht. Wenn Sie, wie ich aus Ihren Worten entnehmen muß, den Verdacht hegen, daß ich dem Jäger die Waffe in die Hand gedrückt habe, dann —"

„Madame, das sagte ich nicht —"

„Eben deshalb wünsche ich, daß Sie ohne Scheu reden."

Werner hatte geglaubt, durch seine Andeutungen sich den Beweis der Schuld seiner Stiefmutter erhaschen zu können, und er war auf diese Ruhe und Standhaftigkeit nicht vor-bereitet.

„Nun wohl," sagte er nach einer langen Pause. „Sie selbst haben zugegeben, daß ein dunkles Geheimniß Sie an den Verwundeten kettet, ein Geheimniß, welches Sie mir anzuvertrauen sich beständig weigerten."

„Ich leugne das auch heute nicht, aber was beweist es? Herr Baron, Ihr Verdacht —"

„Erlauben Sie mir einige Worte. Sie haben behauptet, den Schuß im Parke nicht abgefeuert zu haben —"

„Und Sie überzeugten sich, daß ich die Wahrheit behauptete."

„Ganz recht, aber es steht unzweifelhaft fest, daß die Kugel dem Vagabunden galt, sein Hut trägt die unverkennbaren Spuren."

„Ich weiß es, — Fritz schoß auf ihn."

„Ah —"

„Sie denken natürlich, daß ich ihn dazu gedungen habe — ich will Ihnen seine Beweggründe zeigen: Es ist wahr, ich hatte eine geheime Zusammenkunft mit Laborde im Parke, die Aeußerungen des letzteren verriethen dies dem Jäger. Unbemerkt belauschte er unsere Unterredung; er erforschte unser Geheimniß und faßte den für Leute dieses Schlages nahe liegenden Entschluß, seinen Nutzen daraus zu ziehen. Weshalb er schon an jenem Abend auf den Vagabund schoß, weiß ich nicht, ich denke mir aber, daß er ihn aus dem Wege räumen wollte, um an seine Stelle zu treten. Es mißlang, er wählte einen anderen Weg. Der Vagabund hat im Laufe des vergangenen Tages die Verwegenheit gehabt, hier einzudringen und mir zu drohen. Das bewog mich, Fritz zu befehlen, hier zu übernachten. Ich dachte nicht daran, daß Laborde noch im Schlosse sein könne; ich wollte mich nur vor ferneren Besuchen sicher stellen, Fritz sollte fortan im Schlosse bleiben und den Eingang bewachen. Als ich ihm diesen Befehl gab, entfielen ihm Aeußerungen, die mir verriethen, daß er mein Geheimniß kannte; ich verwies ihm seine Keckheit und drohte ihm mit sofortiger Entlassung. Darauf nahm er

die Maske ab, er bot mir ein Bündniß an. Für den Preis von zehntausend Thalern wollte er den Vagabund für immer beseitigen; ich wies diesen Antrag mit Entrüstung zurück. Jetzt ziehen Sie Ihre Schlußfolgerung, Herr Baron; ich habe nichts mehr hinzuzufügen."

Werner hatte schweigend zugehört; auf den Sims des Kamins sich stützend, blickte er forschend der Baronin in's Auge. Er konnte die Wahrheit ihrer Aussage nicht bezweifeln — so leidenschaftlich erregt hatte er diese sonst so kalte und ruhige Frau noch nicht gesehen.

„So glauben Sie also, daß Fritz mit Ueberlegung und in der Absicht, den Mann zu tödten, den Streich geführt hat?" fragte er.

„Ich kann und mag darüber kein Urtheil fällen, Herr Baron — jedenfalls halte ich es für geboten, Fritz in strenges Verhör zu nehmen."

„Damit er Ihr Geheimniß preisgiebt?"

„Mag er es thun, ich selbst werde es meinem Gatten enthüllen."

Werner schüttelte mißbilligend das Haupt. — „Ein Geheimniß, für welches man zehntausend Thaler fordern kann —"

„Herr Baron, Sie werden dieses Geheimniß morgen erfahren, auch für Sie knüpft sich ein großes Interesse an dasselbe. — Gehen wir jetzt zu dem Verwundeten, ich habe vor seinem Scheiden noch einige Fragen an ihn zu richten."

Werner folgte gedankenvoll seiner Stiefmutter, die rasch hinausschritt. Ihm bangte vor der Enthüllung jenes Geheimnisses, und doch wartete er darauf mit fieberhafter Spannung. Mancherlei Vermuthungen tauchten in ihm auf,

und er konnte nicht anders denken, als daß ein Verbrechen die Beiden aneinander kettete. Und wenn das der Fall war, dann war es besser, daß der Jäger nicht zur Verantwortung gezogen wurde, daß die Baronin das Schloß für immer verließ und jenes Geheimniß den Augen der Oeffentlichkeit verborgen bliebe.

Laborde lag stöhnend und ächzend auf seinem Schmerzenslager, er redete irre. Werner gebot den Dienern, sich zu entfernen, weil er fürchtete, daß der Verwundete im Fieberwahnsinn das Geheimniß preisgeben könne.

Die Baronin stand neben dem Bette. Werner beobachtete sie verstohlen, und — er fühlte Mitleid mit ihr. Wenn diese Frau gesündigt hatte, so büßte sie schon jetzt schwer für ihr Vergehen.

„Sie wollen meinem Vater diese Enthüllungen machen?" fragte er leise. „Schonen Sie ihn, diese Aufregung —"

„Ich muß!" unterbrach die Baronin ihn fest.

„Keineswegs. Wir lassen Fritz die Wahl zwischen der Untersuchung und Anklage und der Auswanderung."

„Glauben Sie, daß ich dadurch mein Gewissen beruhigen könne? Nun ist es so weit gekommen, daß ich nicht länger mehr schweigen kann."

„Sie sagten, auch mich interessire das Geheimniß?"

„Ja."

„So vertrauen Sie mir — hätten Sie es schon gestern gethan, so wäre es vielleicht nicht so weit gekommen."

Die Baronin nickte nachdenklich.

In demselben Augenblick trat der Arzt ein; er näherte sich rasch dem Bette und warf einen Blick auf den Verwundeten; dann holte er aus seinem chirurgischen Besteck

die Sonde hervor. „Da ist nichts zu machen,“ sagte er nach einer kurzen Untersuchung; „es ist eine Verwundung, die unfehlbar den Tod zur Folge haben muß.“

„Welche Frist geben Sie ihm noch?“ fragte die Baronin.

„Das mit Sicherheit zu bestimmen, ist unmöglich, gnädige Frau; er kann noch bis zum Morgen leben, wahrscheinlicher ist es aber, daß er schon binnen einer halben Stunde geendet haben wird.“

„Und wird er nicht wieder zur Besinnung kommen?“

„Vielleicht. — Wie ich höre, ist dieser Mensch —“

„Er wurde durch unsern Jäger bei dem Vorhaben, eine Thüre zu erbrechen, ertappt,“ unterbrach Werner ihn rasch; „Fritz sah sich genöthigt, von seiner Waffe Gebrauch zu machen.“

„Na — ein Hieb mit der flachen Klinge würde ihn auch bewußtlos gemacht haben.“

„Freilich, aber wer kann in solchen Augenblicken seine Gedanken zusammenhalten und überlegen?“

Der Doctor zuckte die Achseln.

„Hm — im Grunde liegt wenig daran,“ sagte er, „die Gesellschaft erleidet durch den Tod dieses Menschen keinen Verlust. Ist der alte Herr nicht durch den Lärm geweckt worden?“

„Er war ruhig,“ erwiderte die Baronin, „der Vorfall scheint ihn nicht aufgeregt zu haben.“

„Wollen Sie die Güte haben, mich zu ihm zu führen?“

„Ich glaube, er schläft.“

„Dennoch wiederhole ich meine Bitte.“

Der ernste Ton, in welchem der Arzt dies sagte, beun-

ruhigte die Baronin; auch Werner konnte seinen Besorgnissen nicht gebieten.

Beide begleiteten den Arzt; beide lasen in seinen Zügen, als er vor dem Bette des Kranken stand — daß er keine Hoffnung mehr hegte, daß es zu Ende ging.

„Mein Gott, steht es so schlimm?“ flüsterte die Baronin mit gepreßter Stimme, während sie mit dem Arzt und Werner aus dem Krankenzimmer in's Cabinet zurücktrat.

„Was hilft es, ob ich Ihnen die Wahrheit verhehle,“ sagte der Arzt, „es ist besser, wenn ich Sie darauf vorbereite. Es ist der Todesschlaf, vielleicht erwacht der Kranke morgen noch einmal, um dann für immer die Augen zu schließen.“

Die Baronin brach zusammen; Werner fing sie in seinen Armen auf.

„Ich hätte Ihnen das dennoch verschwiegen,“ fuhr der Arzt fort, „wenn ich nicht befürchtete, daß die letzten Augenblicke des Sterbenden durch irgend ein unvorsichtiges Wort getrübt werden könnten. Wenn er erwacht, zeigen Sie ihm nur Liebe, Herr Baron, vermeiden Sie Alles, was den letzten Faden jäh abreißen könnte.“

„Vermag denn Ihre Kunst hier gar nichts mehr?“ fragte die Baronin mit bebender Stimme.

„Nichts, gnädige Frau.“

„Auch nicht eine kurze Verlängerung —“

„Auch das nicht. Und nun, wenn Sie an den Verwundeten noch eine Frage zu richten haben, kehren Sie zu ihm zurück; Sie müssen den ersten lichten Augenblick benutzen. Begleiten Sie die gnädige Frau, Herr Baron; ich werde hier bleiben und bei dem Kranken wachen.“

Vor dem Lager Laborde's sank die Baronin in einen Sessel; sie verhüllte das Antlitz mit ihren Händen und das convulsivische Zittern ihres Körpers verrieth den Sturm, der sie durchbebte und erschütterte.

„Das ist eine entsetzliche Nacht!" flüsterte sie. „O, daß es wieder Tag wäre!"

Werner legte seine Hand auf ihren Arm und beugte sich zu ihr nieder.

„Vertrauen Sie mir," sagte er mit warmer Theilnahme. „Welcher Flecken auch auf Ihrer Vergangenheit ruhen mag, die Liebe, mit der Sie das Leben meines Vaters versüßten, hat ihn getilgt."

Die Baronin blickte auf, ihr Stolz und ihr Muth waren gebrochen, langsam rollten die Thränen über ihre Wangen.

„Glauben Sie das?" fragte sie. „Sie, der —"

„Mama, lassen Sie ruhen, was damals zwischen uns vorgefallen ist."

Das waren die ersten, versöhnenden, wohlthuenden Worte, sie fanden den Weg zum Herzen der verzweifelnden Frau. Sie umschlang den Nacken des Jünglings und hauchte einen Kuß auf seine Stirne. „Ja, ich will Ihnen beichten," sagte sie, „Sie sollen über mich richten, Ihrem Urtheil will ich mich unterwerfen. O, daß ich früher die falsche Scham, meinen Stolz und Ehrgeiz überwunden hätte, daß ich so aufrichtig gewesen wäre, meinem Gatten die Schuld zu gestehen! —

Ich zählte achtzehn Jahre, als ich meinen ersten Gatten heirathete. — Unterbrechen Sie mich nicht, Ihre Fragen würden die Bilder verwischen, die vor meinem

Geiste auftauchen. Ich liebte diesen Mann, ich schätzte und achtete ihn hoch seines großen Charakters, seiner Gemüthstiefe wegen. Er war Schauspieler, ja er war ein sehr großer Künstler."

„Und er hieß Laborde —" warf Werner ein, dem schon jetzt ein Licht aufging.

„Ganz recht. Der Himmel segnete unsere Ehe mit einem Kinde, und dieses Kind schien unser Glück befestigen zu sollen. Ach, es war ein trügerisches Gebäude, ein Luftschloß auf Sand gebaut, es mußte zusammenbrechen beim ersten Windstoß. Mein Mann heuchelte mir Liebe, ich erfuhr, daß er mich betrog; das war der erste tiefe Schmerz. Mein Glaube an seine Treue, an die Reinheit seines Charakters wankte. Unser Kind zählte vielleicht drei Jahre, als Laborde den Contrakt mit seinem Direktor löste; ich erfuhr erst später, daß er durch seine Lüderlichkeit dazu gezwungen worden war. Wenige Wochen danach war er verschwunden. Heimlich, ohne Abschied von mir zu nehmen, hatte er sich entfernt, war nach Amerika geflüchtet und hatte unser Kind mitgenommen. Meinen Schmerz, meine Verzweiflung zu beschreiben, sind Worte zu schwach. Aber es gab ein Gegengewicht dafür, die Verachtung. Erst jetzt entdeckte ich Alles. Laborde war ein Betrüger, ein Fälscher; er hatte Wechsel gefälscht, im Spiel betrogen und das durch diese Verbrechen gewonnene Geld mit seinen Genossen und feilen Dirnen verjubelt. — Von allen Seiten stürmte man auf mich ein. Einige kamen, um mich über die Verbrechen meines Mannes aufzuklären, Andere, um von mir die Tilgung ihrer Forderungen zu verlangen. Ich gab Alles preis, doch es reichte nicht hin, die Gläubiger zu decken. Nur etwas Leibwäsche packte ich ein und damit

wanderte ich in die Welt hinaus. Nur ein Ziel schwebte mir vor Augen: ich wollte mein Kind suchen und es, wenn ich es gefunden hatte, dem Verbrecher entreißen. Aber der Weg nach Amerika ist weit und der Hunger stumpft den festesten Willen ab. So lange meine Baarschaft ausreichte, blieb ich meinem Vorsatz treu, und sie reichte länger aus, als ich selbst erwartete. Ich nahm vorlieb mit Allem, mit einem Nachtlager in der Scheune und einer trockenen Brodrinde, das kostete wenig und oft erhielt ich es umsonst. Dann aber trat die Noth an mich heran, — ich mußte das Mitleid Anderer in Anspruch nehmen. Das erbitterte mich, es weckte in meinem Herzen einen glühenden Haß gegen die ganze Menschheit. Ich fühlte zum ersten Male, daß ich Stolz besaß, jetzt, wo dieser Stolz mir nur hinderlich war. Er empörte sich gegen das erniedrigende Joch, welches die Noth mir auferlegte, er zeigte mir, daß es nur an mir liege, ob ich eine Bettlerin bleiben wolle. — Hier, in der Herberge faßte ich meinen Entschluß; ich wollte nicht länger mein Haupt den Schlägen des Schicksals preisgeben. Die Wirthin nahm sich meiner an, sie sagte mir, daß die Baronin von Waldstett eine Gesellschafterin suche. — Nun, Sie wissen ja, wie ich hierher kam, und ich glaube, Sie werden auch wissen, daß ich Ihrer Mutter eine sorgsame und liebevolle Pflegerin war. — Und nun kommt das Bekenntniß meiner Schuld: Die Baronin war krank, sie konnte nicht mehr genesen. Ich war jung, hübsch, und der Baron schien Gefallen an mir zu finden. Der Gedanke, Baronin von Waldstett werden, hier als Gebieterin herrschen zu können, war zu verlockend, als daß ich ihn hätte zurückweisen können, und je länger ich ihm nachhing, desto fester klammerte sich mein Stolz, mein

Ehrgeiz an die Hoffnung, diesen Wunsch erfüllt zu sehen. Ich deckte über meine Vergangenheit einen dichten Schleier und wich allen Fragen über sie aus. Die Baronin starb. Ich wollte das Schloß verlassen, daß aber der Baron mich nicht ziehen lassen werde, wußte ich voraus. So blieb ich denn, und als der Baron mir seine Hand anbot, da — ach! mein Freund, trotzdem ich mich am Ziele meiner eitlen Wünsche sah, habe ich dennoch keine Freude darüber empfunden, ich habe schwer gekämpft mit meinem Stolze und meiner Eitelkeit, und sie trugen doch den Sieg davon."

„Und dachten Sie nicht an Ihr Kind?" fragte Werner.

„Doch — aber ich durfte nur im Geheimen Nachforschungen anstellen, sie führten nur zu dem Resultate, daß Laborde einige Zeit in New-York gewohnt habe und darauf spurlos verschwunden sei. — Still, der Verwundete erwacht."

Laborde blickte mit seinen glasigen Augen stier die Baronin an; er machte einen Versuch, sich emporzurichten, sank aber stöhnend auf sein Lager zurück."

„Das ist Dein Werk," ächzte er, „Du hast den Mörder gedungen!"

„Laborde, bei meiner Sele Seligkeit versichere ich Euch, daß ich niemals daran gedacht habe, mich durch dieses Verbrechen Eurer zu entledigen," erwiderte die Baronin langsam, jedes Wort betonend. „Ihr selbst habt dem Jäger Euer Geheimniß verrathen; er wollte an Eure Stelle treten. Es ist wahr, ich habe Euch gehaßt; drohtet Ihr doch, mein Glück zu vernichten und meine Ehre zu brandmarken. Aber mein Haß ist getilgt, seitdem das offene Geständniß den schweren Druck von meiner Sele genommen hat. So

laßt auch Ihr den Haß fahren und sühnt vor Eurem Tode, so viel Ihr vermöget, die Schuld, die Euer Gewissen belastet. Gebt mir mein Kind zurück, Ihr könnt es!"

Der ruhige, ernste und doch so versöhnende Ton, in welchem die Baron diese Worte sprach, schien auf den Sterbenden Eindruck gemacht zu haben.

„Ihr habt schon errathen, daß Miß Sampson unsere Tochter ist," sagte er, „wozu bedarf es noch meiner Bestätigung?"

„Aber Mistreß Sampson leugnet, daß Hedwig —"

„So erinnert Euch, daß das Kind, als wir noch beisammen lebten, durch einen unglücklichen Zufall eine große Brandwunde am linken Arme erhielt, und daß diese Wunde eine unvertilgbare Narbe zurückließ."

Das hatte Werner nicht erwartet. Die Entdeckung, daß Hedwig die Tochter der Baronin und dieses Vagabunden sein solle, entsetzte ihn.

„Ist das der einzige Beweis?" fragte die Baronin.

Laborde gab keine Antwort, er lag in Todesröcheln, seine Augen brachen schon.

Durch das Fenster fiel der erste Dämmerschein des anbrechenden Tages auf sein verzerrtes Gesicht; die Baronin wandte sich ab. In demselben Augenblick trat der Arzt ein. Die Baronin und auch Werner erriethen, welche Nachricht er brachte. Sie eilten in das Gemach des alten Herrn.

Der Baron war seinem Ende nahe, er wollte sprechen, aber die Stimme versagte ihm. Nur durch Zeichen konnte er sich noch verständlich machen; er verlangte, daß die Fenster geöffnet würden.

Die Baronin warf dem Arzt einen fragenden Blick zu,

und er erfüllte ohne Zögern das Verlangen des Sterbenden.

Mühsam nach Athem ringend, hielt der alte Baron die Hand seines Sohnes gefaßt, während seine Gattin ihn unverwandt beobachtete, um jeden Wunsch, den er noch hegte, zu erfüllen. Sie las in seinem Blick, daß er Werner segnete, und daß er ihr dankte für ihre Liebe und Hingebung. Sie wagte nicht, zu fragen, ob sie Miß Sampson holen dürfe, obgleich sie im Herzen die Ueberzeugung hegte, daß er den Bund segnen werde.

Wieder versuchte der Sterbende zu reden, und die Baronin beugte sich zu ihm nieder.

„Das Codicill!" Mehr vernahm sie nicht; sie eilte fort, um es zu holen. Als sie es über die Flamme der brennenden Kerze hielt, nickte der Baron, und ein heiteres Lächeln glitt noch einmal belebend über die erstarrenden Züge.

Werner sank vor dem Bette nieder. Er brach zusammen unter der Last der Gefühle, die auf ihn einstürmten. Die Hand des Vaters ruhte auf seinem Haupte, noch einmal traf ein Blick des innigsten Dankes die Baronin — dann sank der Sterbende mit einem freien, tiefen Athemzuge zurück.

„Es ist vorbei," unterbrach der Arzt nach einer langen Pause das Schweigen. „Das Ende war leichter und schöner, als ich es erwartet hatte."

Werner drückte dem Todten die starren Augen zu. In düsterem Schweigen blickte er auf die Züge, welche ein Lächeln des Friedens verklärte.

Die Baronin legte leicht ihre Hand auf seine Schulter.

„Unsere Trauer um ihn ist gerecht, er war ein edler Mann,“ sagte sie leise, „sein Andenken wird in unserem Herzen eine bleibende Stätte finden.“

Werner blickte verstört zu ihr auf. „Sie haben Recht,“ erwiderte er. „Niemand kann dies tiefer empfinden, wie ich — und doch —“

„Er hat Sie und Ihre Braut gesegnet.“

„Hedwig?“

„Ja, ich las es in seinem Blick und — wissen Sie, welches Document ich auf seinen Wunsch vernichten mußte?“

„Wie kann ich es wissen?“

„Es war ein Codicill zu seinem Testamente.“

„Und was enthielt es?“

„Ihre Enterbung für den Fall, daß Sie Miß Sampson als Ihr Weib heimführten.“

Werner beugte sich über die Leiche des Vaters und drückte einen Kuß auf die kalte Stirne.

Langsam schritten alsdann die Beiden hinaus, im Cabinet blieb die Baronin stehen. „Er ist todt, der hienieden allein mir verzeihen konnte,“ sagte sie mit bebender Stimme. „Herr Baron, ich erwarte jetzt von Ihnen mein Urtheil. Nur eine Gnade erbitte ich von Ihnen, gönnen Sie mir unter diesem Dache zu weilen, bis die Leiche meines Gatten ihre letzte Ruhestätte gefunden hat.“

Werner reichte ihr die Hand; sie mußte in seinem Blicke lesen, daß er ihr vergeben hatte.

„Ueberlassen Sie mir, Ihnen Ihre Ruhe, Ihren Frieden und das Glück, welches Sie so lange entbehren mußten, zurückzugeben,“ erwiderte er mit wahrer Herzlichkeit; „nach der Beerdigung reden wir weiter darüber —“

Laborde war schon todt, als Werner in sein Gemach zurückkehrte. Und nachdem die Anordnungen zur Beerdigung des Unglücklichen getroffen waren, wurde er am nächsten Tage begraben. Dann ließ Werner den Jäger rufen, der seit der Verwundung des Vagabunden in einem besonderen Raume bewacht wurde.

Trotzig trat Fritz ein, Hohn lag in dem Blick, mit welchem er den Baron anschaute. „Ihr glaubt, ein Geheimniß der Frau Baronin von Waldstett zu kennen," sagte dieser kalt und gemessen, „das hat Euch sogar bewogen, der gnädigen Frau die Ermordung des Mannes vorzuschlagen, den Ihr in der vergangenen Nacht getödtet habt. Aber Eure Vermuthung ist falsch: Laborde hat vor seinem Tode gebeichtet, daß es nur eine Komödie gewesen sei, durch welche er Geld erpressen wollte."

Fritz zuckte die Achseln. „Wer 's glaubt!" spottete er. „Ich weiß es besser."

„Schweigt!" fuhr der Baron auf. „Die Gründe, welche Euch bewogen haben, Laborde durch einen Mord zu beseitigen, sind mir bekannt; sie würden Euch in's Zuchthaus, wenn nicht auf's Schaffot bringen. Wollt Ihr es darauf ankommen lassen? Nur noch ein einziges trotziges Wort, und ich lasse Euch unverzüglich in's Gefängniß bringen!"

Die Hand des Jägers fuhr an den Griff des Hirschfängers; Werner kam ihm aber zuvor und seine Faust umklammerte das Handgelenk des Wüthenden so fest, daß dieser vor Schmerz laut aufschrie, und im nächsten Augenblick war die Waffe in der Hand des Barons.

„Ihr habt geäußert, ich hege aus früheren Zeiten her Haß gegen Euch," fuhr derselbe fort. „Wenn das der Fall wäre,

würde ich kurzen Prozeß machen und Euch dem Gerichte überliefern. Ihr sollt erfahren, daß Eure Vermuthung falsch ist. — Wollt Ihr nach Amerika auswandern? Bedenkt Euch wohl, ehe Ihr einen Entschluß faßt, ich wiederhole meinen Vorschlag nicht. Ihr erhaltet ein Billet bis New-York und eine kleine Summe als Zehrgeld auf der Reise, drüben werde ich Euch zweitausend Thaler auszahlen lassen. Ich stelle dabei nur die einzige Bedingung, daß Ihr nie wieder nach Europa zurückkehrt und über das, was Ihr besser als ich zu wissen glaubt, niemals ein Wort verlauten laßt. Jetzt entscheidet, ich schreibe noch heute an die Auswanderungsagentur, und übermorgen könnt Ihr abreisen."

Fritz zögerte nicht lange; der Vorschlag war zu vortheilhaft für ihn, er bot ihm Freiheit und Selbstständigkeit, während auf der anderen Seite das Gefängniß ihn erwartete. Zudem mußte er sich sagen, daß, nachdem der Baron die Partei seiner Stiefmutter genommen hatte, er nicht mehr die Hoffnung hegen durfte, das Spiel gegen sie zu gewinnen. Er nahm daher das Anerbieten an und versprach, sich den damit verknüpften Bedingungen zu fügen.

Darauf hatte Werner eine lange Unterredung mit Mistreß Sampson, in welcher er ebenfalls, wenn auch mit großer Mühe, seinen Zweck erreichte.

Die Baronin erfuhr von alledem nichts. Werner hatte ihr seine Braut zugeführt und sie gebeten, sich des Mädchens anzunehmen, da seine Zeit jetzt sehr in Anspruch genommen sei und Mistreß Sampson wieder ihre unangenehmen Launen habe.

Die Baronin war übrigens entschlossen, abzureisen, denn sie fürchtete, daß ihre Gegenwart den Frieden des jungen

Ehepaares stören könne, da sie die Ueberzeugung hegte, daß Werner ihr nie gestatten werde, ihrer Tochter die Vergangenheit zu enthüllen. Und wenn Werner ihr gesagt hätte, sie möge gehen, wie sie gekommen sei, so würde sie es ohne Weigern gethan und die Hand gesegnet haben, die ihr die Thüre zeigte. Ihr Stolz war gebrochen, aber nicht ihr Muth und ihre Freudigkeit, welche das Geständniß ihrer Schuld ihr zurückgegeben hatte.

Der Tag der Beerdigung kam. Von nah und fern kamen die Leidtragenden herbei, um dem Baron von Waldstett die letzte Ehre zu erweisen. — Im Schlosse herrschte nun wieder die alte, einförmige Ruhe.

Die Baronin und Hedwig saßen im Gemach der ersteren, Mistreß Sampson hatte sich in den letzten Tagen nur selten bei ihnen blicken lassen. Hedwig beklagte sich über die Kälte und Theilnahmlosigkeit ihrer Mutter, und die Baronin tröstete sie, so gut sie es vermochte.

Da trat Werner ein, sein Blick bat Hedwig, ihn mit seiner Stiefmutter allein zu lassen.

„Gnädige Frau,“ sagte er, „der Jäger ist nach Amerika abgereist, er wird schweigen und nie hierher zurückkehren. Mistreß Sampson reist ebenfalls nach der Hochzeit ab, die ich binnen vier Wochen zu feiern gedenke.“

Ueberrascht blickte die Baronin zu dem jungen Manne auf, sein Blick und der warme, herzgewinnende Ton seiner Stimme sagten ihr, daß Alles sich noch besser gestalten werde, als sie es vermuthet hatte.

„Nur um Eins möchte ich Sie bitten,“ fuhr Werner fort, „sprechen Sie mit Hedwig nicht eher über ihre Vergangenheit, als bis Mistreß Sampson abgereist ist. Ich

halte es für besser, daß sie das Geheimniß überhaupt nicht erfährt.“

„So erlauben Sie mir aber, daß ich später —“

„Mama, darf ich der Mutter ihr Kind rauben?“

Mit freudeleuchtenden Augen reichte die Baronin dem jungen Herrn die Hand.

Sie wollte ihm danken, aber die Freude raubte ihr die Sprache.

„Es war schwer, Mistreß Sampson zu überzeugen, daß sie nach der Hochzeit hier überflüssig sein werde,“ nahm Werner noch einmal lächelnd das Wort. „Sie wollte keinen Grund gelten lassen, aber den klingenden Gründen konnte sie nicht wiederstehen. Ich sagte ihr, daß Sie uns fortan eine treue, mütterliche Freundin sein würden —“

„O, mein Gott, das ist zu viel!“ rief die Baronin, der die Thränen gewaltsam in's Auge schossen. „Ich wäre zufrieden gewesen, wenn Sie —“

„Mama, um der treuen, hingebenden Liebe willen, die Sie meinem theuern Vater bewiesen, des innig dankenden Blickes wegen, der aus seinen brechenden Augen Sie traf, vergebe ich Ihnen, wenn Sie gefehlt. Ich weiß, wie schwer Sie gebüßt haben, gebe Gott, daß der Sonnenschein, der jetzt auf Ihren Weg fällt, noch lange Sie beglücken möge! Und wenn ich für Hedwig und mich um die Liebe bitten darf, die, nun verwaist, Ihre Seele noch immer füllt, dann werde ich mich glücklich preisen, daß es in meiner Macht gelegen, diesen Sonnenschein in Ihr schwer gebeugtes Herz fallen zu lassen.“

Er reichte mit diesen Worten der Baronin beide Hände, die ihm, stumm vor freudiger Rührung, dankbar in's Auge blickte.

So fand Hedwig die Beiden; sie schien überrascht, befremdet zu sein.

„Meine Mutter spricht davon, daß sie bald wieder abreisen wolle," sagte sie, „und hier —"

„Mag sie reisen," unterbrach Werner sie sanft, „Mama wird die Mutter ersetzen."

Die Baronin schloß das Mädchen in ihre Arme. „Glaubst Du das?" fragte sie, unter Thränen lächelnd.

„Ja, ich glaube es," erwiderte Hedwig, mit einem innigen, selenvollen Blick sie anschauend; „ist mir's doch, als ob Sie mein guter Engel seien."

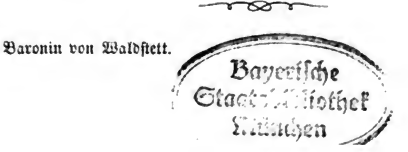
„So wirst Du den Tausch nicht bereuen?"

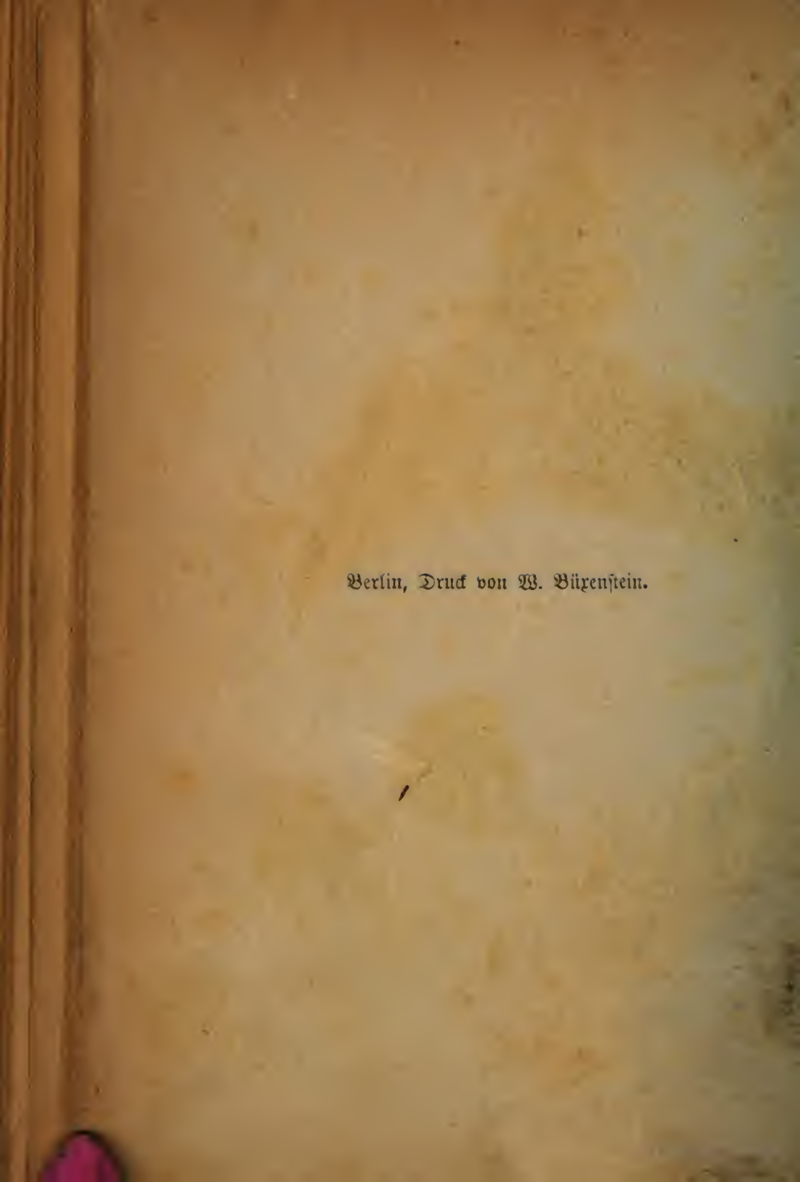
„Mama, diese Fülle inniger Liebe habe ich nie bei meiner Mutter gefunden; dennoch wird der Abschied von ihr mir sehr wehe thun."

Und das war in der That der Fall, trotz des Gleichmuthes und der Kälte, mit welcher Mistreß Sampson am Morgen nach der Hochzeit von ihrer Tochter Abschied nahm, um fortan in Amerika ein einsames, aber sorgenfreies Leben zu führen.

Und doch — wie bald war Mistreß Sampson vergessen, nachdem die Baronin von Waldstett die junge Frau in ihr Geheimniß eingeweiht und sie mit der Liebe beglückt hatte, die nur das Mutterherz dem Kinde bieten kann!

Der Baron von Waldstett aber bereute niemals, daß er so milde geurtheilt und seine Arme der Verzweifelnden geöffnet hatte.





Berlin, Druck von W. Büxenstein.